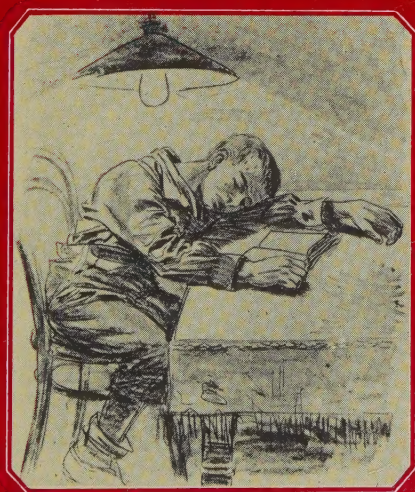




Berta Lask

Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten



· Kollektion Kinderbuch ·


»Karl ritt auf seinem weißen Gedankenpferd. Das hatte silberne Hufe und goldene Flügel und jagte schneller durch die Luft wie ein Doppeldecker. Er sah, wie Länder und Meere unter ihm vorbeiglitten, und jauchzte laut auf. Aber dann hatte er ein merkwürdig taumliges Gefühl im Kopf. Alles drehte sich. Es brauste in seinen Ohren. Was dann mit ihm geschah, wußte er nicht.

Das war ein merkwürdiges Pferd, auf dem Karl ritt. Es konnte nicht nur blitzschnell über Berge und Meere reiten. Es konnte auch durch die Zeiten vorwärts und rückwärts reiten ... «

*

Das Flügelpferd — eine phantastische Kombination von fliegender Teppich und Siebenmeilenstiefeln, von Flug- und Zeitmaschine — trägt unseren Helden, den fünfzehnjährigen Arbeiterjungen Karl aus dem Norden Berlins, der nach einem Betriebsunfall in seinem Zimmer sitzt und fiebert, zurück in die geschichtliche Vergangenheit. Er sieht sich unter Indianer und Eskimos versetzt. Er ficht an der Seite von Spartacus-Leuten und zieht mit den aufständischen Bauern von 1525. Als junger Kommuniste kämpft er unter den Pariser Arbeitern für die erste proletarische Republik. Er erlebt mit den jeweiligen Zeitgenossen Siege und Niederlagen, gewinnt Erkenntnisse und Erfahrungen und hat Visionen einer sozialistischen Welt.

86269A



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_W9-CLQ-545

Berta Lask
Auf dem Flügelpferde
durch die Zeiten

• Kollektion Kinderbuch •

Berta Lask

Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten

mit einem Nachwort

von Gudrun und Hans Heinrich Klatt



Der Kinderbuchverlag Berlin

Berta Lask

Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten



Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten

Bilder vom Klassenkampf der Jahrtausende

Erzählung für Junge Proletarier
von
Berta Lask

mit 8 Bildern und Einbandzeichnung
von
Rudolf Schlichter

Berlin 1925
Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten
G.m.b.H.

Die Schreibweise des Werktextes
wurde den heutigen orthographischen Regeln angeglichen;
der Lautstand blieb erhalten.

1. Auflage 1983
© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1983
Lizenz-Nr. 304-270/122/83-(5)
Einbandgestaltung/Typografie: Horst Wendland
Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
LSV 8080
Bestell-Nr. 631 928 7
00850

Zu Hause

Wo die hohen Häuser eng beieinander stehen im Norden von Berlin in einer Mietskaserne saß der fünfzehnjährige Karl allein an dem roh gezimmerten Tisch. Die Stube war klein und hatte eine schmutzige zerrissene Tapete. Es war dumpfig und schwül in der Stube, und die Fliegen summten unaufhörlich. Sie schwirrten um den blutigen Verband, den Karl um den Kopf trug. Karl hatte Fieber. Der Kopf war ihm schwer. Er mochte nicht arbeiten und nicht lesen. Ganz still saß er am Tisch, stützte den Kopf in die Hand und dachte nach.

Er dachte an seine schönen Kinderjahre in Kanada und bekam Sehnsucht nach dem fernen Land und der verlorenen Freiheit. Karls Vater war ein deutscher Landarbeiter gewesen. Er war vor vielen Jahren nach dem großen Bauernland Kanada in Nordamerika ausgewandert. Dort gab es damals Land für wenig Geld. Er hatte etwas Boden erworben, den er selbst mit seiner Frau bearbeitete. Dort war Karl geboren und aufgewachsen. Seine Eltern hatten ihn mit Freundlichkeit und Liebe erzogen. Heftige Worte und Schläge waren ihm unbekannt. Eine Schule hatte Karl nie besucht, denn es gab in der einsamen Gegend keine. Kein Mensch hatte ihm und den Eltern etwas zu sagen gehabt. Frei und fröhlich schafften die drei und hatten ihr Auskommen. Aber Dürre, Wirbelsturm und Mißernte richteten das Anwesen zugrunde. Es mußte versteigert werden, und die Familie kehrte mittellos nach Deutschland zurück.



Karls Vater war nun Gelegenheitsarbeiter und war oft arbeitslos. Karl war Laufbursche im Kontor einer großen Fabrik. Aber dem an Freiheit gewöhnten Jungen wurde dieses Leben sehr schwer. In Ka-

nada, in dem entlegenen Landstrich, wo er gelebt hatte, gab es keine Herren und keine Angestellten, nur freie Arbeiter, kleine Bauern, die ihr Land selbst bebauten. Etwas anderes hatte Karl noch nicht von der Welt gesehen. Die Stadt Berlin schien ihm traurig und häßlich. Die Häuser waren so hoch, die Wohnungen eng und dunkel; die Aussicht auf den Müllkasten war ihm widerwärtig. Alles war so grau und kalt, und die Menschen hatten keine fröhlichen Gesichter.

Als Karl aber die große Fabrik mit den gewaltigen Maschinen sah, wurde er ganz aufgeregt vor Freude. Wie schön muß das sein, mit so vielen großen Kameraden zusammen zu arbeiten, dachte Karl. Er glaubte, sie arbeiteten alle hier zusammen, wie Vater und Mutter und er es getan hatten. Was werden wir hier zusammen schaffen und schöne Dinge in die Welt hinausschicken. Und singen werden wir, daß die Wände dröhnen.

Aber es war alles ganz anders, wie er gedacht hatte. Da war der Besitzer, dem alles gehörte und der alles zu sagen hatte. Und dann waren die oberen und die unteren Beamten in den Schreibstuben. Und jeder kommandierte den anderen. Und da waren die Arbeiter und Arbeiterinnen, die mußten Tag für Tag an derselben Stelle dasselbe tun, so wie es ihnen gesagt wurde, auch wenn sie gern etwas anderes wollten. Und niemand fragte nach ihren Ansichten und Wünschen.

Und der Besitzer hatte ein großes Haus und schöne Sachen und reichlich zu essen und war doch nicht zufrieden. Und die Angestellten hatten weniger. Und die Arbeiter hatten enge Kammern und nicht genug Lohn, um mit ihrer Familie richtig satt zu werden. Und die Maschinen, die Karl erst so gefallen hatten, kamen ihm bald vor wie böse eiserne Aufpasser, die die Arbeiter quälten und zur schnellen Arbeit drängten. Und überall war ein dunkles Gemurre, und Karl war es oft, als müßte er ersticken und könnte es gar nicht mehr aushalten, denn er wurde herumgestoßen und herumgejagt. Vor ein paar Tagen war er im Betrieb an Kopf und Schulter verletzt worden.

Nun saß er allein in der Stube. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Buch, in dem stand die Geschichte von vielen Völkern aus verschiedenen

Erdteilen. Auch bunte Bilder waren in dem Buch, Bilder aus Afrika und Amerika, aus dem alten Ägypten und aus Grönland. In diesem Buch las Karl, sooft er Zeit hatte. Es war sein bester Freund. Auch jetzt lag das Buch aufgeschlagen auf dem Tisch. Aber Karl las nicht darin.

Sein Körper glühte vor Fieber, und in seinem Kopf tanzten die Gedanken wie Kreisel. Dann stießen sie wie eine Kurbelstange hin und her: Kanada — Berlin, Kanada — Berlin und wollten gar nicht mehr stillstehen.

›Warum ist das alles so?‹ dachte Karl. ›War das zu allen Zeiten und bei allen Völkern so, und muß das immer so sein?‹

Das Fieber und das viele Denken machten ihn ganz müde. Seine Augen fielen zu, und sein Kopf fiel vornüber auf die Tischplatte. Die Gedanken aber waren nicht schlafen gegangen. Sie sprangen aus Karls Kopf heraus wie ein Pferd aus dem Stall. Und dann sprang der schlafende Karl vom Tisch auf und sprang seinen Gedanken auf den Rücken wie ein Reiter.

Bei den Indianern vor sechstausend Jahren

1. DIE ANSIEDLUNG

Karl ritt auf seinem weißen Gedankenpferd. Das hatte silberne Hufe und goldne Flügel und jagte schneller durch die Luft wie ein Doppeldecker. Er sah, wie Länder und Meere unter ihm vorbeiglitten, und jauchzte laut auf. Aber dann hatte er ein merkwürdig taumliges Gefühl im Kopf. Alles drehte sich. Es brauste in seinen Ohren. Was dann mit ihm geschah, wußte er nicht.

Das war ein merkwürdiges Pferd, auf dem Karl ritt. Es konnte nicht nur blitzschnell über Berge und Meere reiten. Es konnte auch durch die Zeiten vorwärts und rückwärts reiten.

Ja, da konnte unserm Karl schon taumlig im Kopf werden, wenn er auf einmal um viele Jahrtausende rückwärts geschleudert wurde und wenn er auf die Erde niederkam als ein Indianerknabe, der vor sechstausend Jahren gelebt hat. — Glaubt Ihr's nicht? Ihr werdet's gleich sehen. Seht Euch einmal Amerika auf der Landkarte an, das riesige Festland von Nordamerika, das riesige Festland von Südamerika, verbunden durch das schmale Mittelamerika, das aber auch viel größer als Deutschland ist.

Dort in Mittelamerika war's. Da stand der Urwald, hohe Palmen mit mächtigen Fächerblättern, Zedern mit den schlanken sichelförmigen Blättern, dichtes Dornestrüpp, das oft wie Stachelzäune das Dickicht undurchdringlich machte. Schlingpflanzen rankten sich die Bäume hinauf und verbanden Stämme und Kronen. Da standen Aga-

ven, die Blätter wie riesige gebogene Schwerter hellgrün, dick und hart, in der Mitte der steil aufragende Blütenschaft hoch und stark wie ein Baum. Die rote Blüte stand in den Himmel gereckt und rief der Sonne zu: »Ich bin stark und leuchtend wie du.« Am Blütenschaft vorüber schwang sich ein Affe, hing sich mit dem Schwanz an den Stamm einer Palme und kletterte hinauf. Schreiend folgte ihm eine Schar von Affen. Die braunen Felle glänzten. Sie schwangen sich von Ast zu Ast und suchten nach Früchten. Aber auf einmal wurden sie unruhig und ergriffen die Flucht von Baum zu Baum. Eine große Jaguarkatze mit buntgeflecktem Fell schlich durch das Dickicht und ging auf Raub aus. Auf die Affen hatte es der große Jaguar abgesehen. Die Affen hatten rechtzeitig den mächtigen Feind gewittert und flohen. Aus dem Dickicht blitzten die gierigen Augen einer Riesenschlange. Langsam setzte sich das starke Ungetüm in Bewegung. Aber das gelenkige Affenvolk jagte vorüber und entging der neuen Gefahr. In der Sonne schillerten die bunten Federn aufliegender Papageien grün, rot, blau. Die Papageien kreischten. Hoch über ihnen kreiste ein Adler aus dem Gebirge, das fern im Sonnendunst lag.

Aus dem Urwald, in dem tiefes Schweigen mit dem Heulen und Kreischen der Tiere abwechselten, trat ein Knabe. Seine Haut war gelbgrau mit einem Schimmer ins rötliche. Die braunen Haare lagen glatt auf dem Kopf und hingen bis zur Schulter. Die dunklen Augen blickten ruhig und fröhlich. Der Mund stand etwas nach vorn. Der Indianerjunge war ganz nackt. Er sah Karl sehr ähnlich. In der linken Hand trug er eine mit Honig gefüllte Wabe, in der rechten Hand einen Holzstock, der nach unten spatenartig verbreitert war, sein Werkzeug zum Wurzelgraben, und ein paar eßbare Wurzeln, die er im Wald ausgegraben hatte.

Er wollte eben mit großen Sprüngen den Berghang hinunter, da sah er eine Staude, die seine Aufmerksamkeit erregte. Er befühlte und beroch die Blätter, steckte sie in den Mund und spuckte sie wieder aus. Dann versuchte er, die Staude mit der Wurzel auszureißen. Da es nicht gelang, nahm er seinen Grabstock und grub. Er grub eine

schwere, einen halben Meter lange Wurzel aus der Erde und nahm sie mit.

Nun ging es mit großen Sätzen den Berghang hinunter. Leuchtend lag in der Ferne das Meer. Am Rande des Bergwaldes in ebnem grünem Land lag die Ansiedlung der kleinen Indianerhorde. Man sah sofort, daß hier kein seßhaftes Volk wohnte. Die luftigen Hütten konnten in kürzester Zeit abgerissen und wieder aufgebaut werden. Es waren Hütten in Halbkreisform. Denkt euch eine runde Drahtmausefalle in der Mitte durchgeschnitten, so habt ihr solch eine Hütte. Aber sie war aus dünnen Baumstämmen und Ästen, die in die Erde gerammt und oben zusammengebunden das Gestell bildeten. Dieses Gestell war mit Palmblättern bedeckt. In diese offenen Hütten, die nur wie flüchtige Regenschutzdächer waren, konnte man bequem hineinsehen. Und da sah man, daß fast nichts darin war. Ein paar Steine, die die Feuerstatt bildeten, zwei geflochtene Grasmatten, zwei hölzerne Grabstöcke, ein paar scharfe Muscheln, ein großer Bogen aus einem unbearbeiteten runden Ast mit einer Sehne aus gedrehtem Palmbast und einige zugespitzte hölzerne Pfeile.

Die vierzehn Hütten, die das Dorf bildeten, lagen um einen länglichen Tanzplatz herum. In einer von den Hütten lagen auf einer Grasmatte ein etwa siebenjähriges Mädchen und ein noch kleinerer Junge und spielten mit einer Eidechse, um die sie eine kleine Bastschnur befestigt hatten, damit sie nicht weglief. Die Eidechse war Spielzeug und nützliches Haustier. Denn sie schnappte mit großer Geschicklichkeit Fliegen und Moskitos und verschlang sie. Die Kinder freuten sich, wie geschickt das schillernde geschmeidige Tier sein Jagdwerk verrichtete.

Auf einmal sprangen sie erschreckt und lachend auf. Eine feindliche Kolonne bewegte sich auf sie zu, ein Zug von Riesenameisen mit Augen so groß wie Erbsen. Die Kinder versuchten mit Zweigen und Stöcken die kleinen Ungeheuer abzulenken. Die Eidechse setzte sich in Kampfstellung. Die Ameisen aber ließen sich nicht so leicht verscheuchen. Da zündete der Vater trockenes Reisig an der Glut an, die

zwischen den Steinen dauernd erhalten wurde, und verjagte die beutegierige Ameisenkolonne mit dem brennenden Reisig.

»Hoiho«, tönte ein Ruf vom Waldrand.

»Das ist der Bruder«, riefen die Kinder und liefen ihm entgegen. Der kleine Junge trug den Grabstock, das Werkzeug der Mutter, über der Schulter, und die Eltern ließen ihn gewähren. Die Kinder waren gewöhnt, den Eltern bei ihren Verrichtungen zuzusehen, und übten sich früh in spielerischer Freude in der Arbeit der Erwachsenen. Die Eltern sahen alles freundlich mit an. Selten kam ein tadelndes Wort aus ihrem Mund. Freundlich und kameradschaftlich wie gegen ihre erwachsenen Stammesgenossen waren sie gegen ihre Kinder und hatten eine große Freude am Spiel und Tun der Kleinen.

So lief der Kleine mit dem großen Grabstock über der Schulter dem Bruder entgegen, das Mädchen ihm voraus. Auf einmal sprang das Mädchen mit einem Schrei beiseite. Eine Giftschlange tauchte aus dem Grase auf. Der kleine Junge schwang den Grabstock, ließ ihn niedersausen und traf zielsicher den Kopf der gefährlichen Schlange. Karl sprang hinzu und tötete das verletzte Tier mit einem raschen Steinwurf. Der Vater sah befriedigt von der Hütte aus dem Treiben der Kinder zu.

»Was hast du, Bruder?« riefen die Kleinen und jauchzten laut, als Karl die Honigwabe zeigte. Der Kleine brachte der Mutter die fremde dicke Wurzel.

Die Mutter beroch sie von allen Seiten, schabte mit einer scharfen Muschel Erde und die äußeren Fasern ab und biß hinein. Aber sie spie gleich wieder aus, was sie in den Mund gesteckt hatte, und warf die Wurzel fort. »Schlechter Saft«, sagte sie. »Davon schlafen Menschen ein. Seelenvogel fliegt fort und kommt nicht wieder, wenn sie das essen. Bring nicht wieder solche Wurzel, Sohn.«

Karl zeigte die anderen Wurzeln. Die Mutter reinigte sie mit der Muschel, und alle verzehrten die Wurzeln und dann die Honigwabe.

Diese Indianer kannten noch keinen Ackerbau und keine Viehzucht. Auch Jagd trieben sie sehr wenig, denn sie liebten es nicht, Tiere

zu essen. Schossen sie beim Umherstreifen ein Tier und hatten großen Hunger, so aßen sie davon, brachten aber nichts mit nach Hause. Die Frauen und Kinder nährten sich von Wurzeln und wilden Früchten, die sie im Urwald und in der Niederung sammelten, und auch die Männer zogen Wurzeln und Früchte der Fleischnahrung vor. Sie gingen alle ganz nackt. Die Erwachsenen waren mit einer Bastschnur umgürtet, von der aus ein Palmblattstreifen zwischen den Beinen durchgezogen wurde. Ihre Haut war nicht bemalt und nicht geölt oder geritzt. Sie kannten auch keinerlei Schmuck, keine Federn oder Tierzähne. Der Ausdruck ihres Gesichts war ruhig und freundlich, und sie gerieten selten in Erregung. Mann und Frau waren gute Arbeitskameraden und lebten ihr Leben lang zusammen.

Unsere Familie saß noch unter dem Palmenblattdach und verzehrte die Honigwabe, da kam ein großer Knabe im Laufschrift und rief: »Zum Tanzen! Zum Tanzen!« Er lief von Hütte zu Hütte und rief die Bewohner zusammen. Alles strömte zum Tanzplatz.

Die größeren Knaben tanzten den Affentanz. Sie liefen und sprangen und ahmten die Affen nach, wie sie von Baum zu Baum springen und Früchte pflücken. Schleichend, in geduckter Haltung näherte sich ein großer Indianer als Jaguar, der die Affen verfolgt. Die Knaben wichen geschickt in schnellen Wendungen aus, wirbelten, schrien und lachten durcheinander. Endlich faßte der Jaguar einen und schlug ihn nieder. Der Getroffene lag ganz still und unbeweglich wie ein Toter. Ein kleines Mädchen kauerte sich zu ihm nieder und bewegte sich dann von ihm fort, wobei sie mit den Armen durch die Luft ruderte wie ein fliegender Vogel. Das war der Seelenvogel, der den Körper verließ.

Jetzt kamen sechs Mädchen, die sich an den erhobenen Händen hielten und einen Kreis bildeten. Die stellten die Sonne vor. Alle riefen die Sonne mit fröhlichen Gebärden. Als die Sonne zu dem Toten kam, sprang er auf und grüßte sie dankend. Die Sonne bewegte sich im Kreis um den ganzen Tanzplatz herum, und wo sie hinkam, hob jeder Arme und Hände hoch und grüßte sie. Als die Sonne den Tanzplatz umkreist hatte, ging die wirkliche Sonne unter. Da faßten sich alle an

den Händen, schritten im Takt der Sonne nach und sangen: »Schlafe wohl, heilige Sonne! Komm morgen wieder und vergiß uns nicht! Vergiß nicht die Menschen, vergiß nicht die Pflanzen, vergiß nicht die Erde, das Meer und den Wald!«

Dann legten sie sich alle in ihre Hütten zum Schlafen nieder, nachdem sie das Feuer versorgt hatten, damit es über Nacht nicht ausginge.

2. DER BESUCH

Am nächsten Morgen kam ein Junge, der zum Wurzelsuchen in den Wald gegangen war, erregt zurückgelaufen und rief: »Fremde Brüder und fremde Schwestern kommen.«

Die Indianer eilten aus ihren Hütten. Da kamen auch schon die Angekündigten: sechs Familien, Männer, Frauen und Kinder. Sie sahen ganz so aus wie die Indianer des Dorfes, trugen keinen Schmuck, keine Bemalung auf ihrem Körper und keine Gerätschaften außer Grabstock, Muschelmesser und einigen geflochtenen Körben. Zwei Männer hatten Bogen und Pfeile.

Die Dorfbewohner begrüßten die Fremden freundlich, setzten sich mit ihnen zusammen und brachten ihnen alles, was sie zum Essen hatten. »Wohin zieht ihr, Brüder und Schwestern, und woher kommt ihr?« fragten sie.

»Wir hatten so viel Tagereisen von hier unsere Windschirme aufgestellt«, sagte der Älteste der Fremden und zeigte die fünf Finger seiner rechten Hand, »und wohnten dort, bis der Mond kam und wieder ging und kam und wieder ging und nochmals kam und wieder ging. Aber alle Wurzeln und Kräuter unseres Landstrichs sind aufgezehrt. So sind wir aufgebrochen in der Richtung, wo die Sonne aufgeht. Wir sind über ein kleines Wasser gegangen und gingen um ein großes Wasser herum, das wir nicht überschreiten konnten. Da trafen wir den Knaben eurer Siedlung, der führte uns hierher.«

»Wir danken dem Wasser«, sagte der Älteste des Dorfes. »Es ist ein guter Geist in dem Wasser, der euch hierher wies. Es macht uns große Freude, die Gesichter unserer Brüder und Schwestern zu sehen.«

»Nun werden wir aufstehen von dem Boden, auf dem unsere Brüder und Schwestern wohnen«, sagte der Älteste der Fremden, »und werden weiterwandern über grünes Land hinauf in den Bergwald. Dort werden wir in den Höhlen wohnen, die wir kennen, und werden Nahrung finden für uns und unsere Kinder.«

»Wo ihr hinziehen wollt, da mögt ihr hinziehen«, sagte der Älteste des Dorfes. »Aber diesen Abend werden unsere Brüder und Schwestern noch bei uns schlafen.«

Und so geschah es. Sie tanzten am Abend zusammen, die Indianer des Dorfes baten den Großen Geist, die Fremden auf ihrem Wege zu beschützen. Am nächsten Morgen zogen die Fremden weiter und wurden von den Dorfbewohnern ein Stück begleitet.

3. DER ÜBERFALL

Am Spätnachmittag saßen die Indianer wieder am Rand des Tanzplatzes zusammen. Da kam aus dem Urwald ein Mann in eiligem Laufschrift. Es war ein schlanker, geschmeidiger Indianer, schwarzhaarig wie die anderen, nackt wie die anderen, aber in der Hand trug er einen Speer mit einer Knochenspitze. Er stürzte zu den Ansiedlern und fing an, aufgeregt zu sprechen.

»Es sind welche gekommen, fremde Menschen. Sie sehen aus wie wir. Aber man weiß nicht, ob es Menschen sind oder zweibeinige Tiger. Sie haben rote Haut und schwarze Haare wie wir. Aber in den Haaren tragen sie bunte Federn von Vögeln, und um den Leib tragen sie Kränze von bunten Federn, und in den Händen tragen sie solche glatten Bäume mit weißen Knochenspitzen. Seht her!« Und er zeigte den hölzernen Speer mit der Knochenspitze.

»Die spitzen Bäume fahren tief in unser Fleisch und reißen Blut und Leben heraus. Sie zerreißen Männer, Weiber und Kinder. Dann machen sie auf der Erde großes Feuer an, stark wie Blitz und Sonne. Da werfen sie Fleisch von Tieren hinein, und dann fressen sie das Fleisch mit ihren Zähnen und schlucken es in den Bauch hinunter. Ich weiß nicht, ob davon wilde Tiere in ihnen wachsen. Aber schrecklich sind sie und stark mit der Kraft ihrer glatten Bäume. Sie haben auch starke Pfeile mit runden Steinen daran. Die schleudern sie mit einem Wurf Brett gegen die Menschen. Kopf wird zerschmettert. Seelenvogel fliegt heraus. Tot liegst du auf der Erde.

Ich bin gekommen, euch zu warnen. Wir wollen in die Wälder fliehen und ihnen das Land am Meer überlassen. Man kann nicht mit ihnen zusammenwohnen. Und so viele sind sie wie Wolken am Himmel, wie Krähenschwärme, wie Büffelherden. Auf Kanus von Baumrinde kamen sie von weit her auf dem großen Fluß und über das Meer von den fernen Inseln.«

Die Ansiedler schüttelten die Köpfe zu diesen Worten und sagten: »Warum sollen wir vor unseren Brüdern fliehen? Sind es denn Tiger und Jaguare? Wir werden ihnen entgegengehen und ihnen Früchte und Wurzeln bringen, daß sie sich sättigen. Sie mögen nehmen, was wir haben. Und wenn hier keine Nahrung mehr ist, werden wir mit ihnen weiterziehen, wo es noch Nahrung gibt. Mit den glatten Bäumen mit Knochenspitzen können sie Jaguare, Tiger und giftige Schlangen abwehren. So werden wir gute Brüder an ihnen haben. Sag uns, wo sie sind, daß wir ihnen entgegengehen.«

Der Bote versuchte mit entsetzten Gebärden sie zurückzuhalten. Während sie so sprachen, erschienen auf dem Meere kleine schwarze Striche. Die Striche kamen näher, und man erkannte Boote aus Baumrinde. Bald war die ganze Meeresbucht mit Booten bedeckt. In den Booten standen kriegerische Indianer mit hohem Federschmuck als Kopfputz und Gürteln um den Leib. Manche trugen kurze Schurze aus Bastgeflecht. Alle trugen Waffen, Speere aus Zedern- und Palmholz, große Bogen mit Pfeilen, Wurfbretter mit steinbeschwerten

Wurfpfeilen. Und die Vornehmsten hatten kurze Streitäxte. Es war ein kriegerisches wildes Jägervolk, das zum erstenmal in diese Gegend eindrang, in der friedliche, arglose Menschen ohne Kampf, Streit und Unterdrückung beieinander wohnten.

Sie waren im Kampf mit den Tieren zu Jägern geworden. Allmählich war Tierfleisch ihre Hauptnahrung geworden. Sie waren wilde, gewalttätige Menschen, eroberungslustig, klug, stark und beweglich.

Dies waren die Menschen, die jetzt aus den Booten sprangen, die Boote ans Land zogen und sich in Bewegung setzten.

Gleichzeitig sah man den Fluß im Norden von Booten belebt. Auch auf dem Fluß kamen in Booten und auf Flößen von Baumstämmen Scharen der kriegerischen Indianer. In einem langen starken Boot, das mit Fellen von Jaguaren und Büffeln geschmückt war, stand der Häuptling.

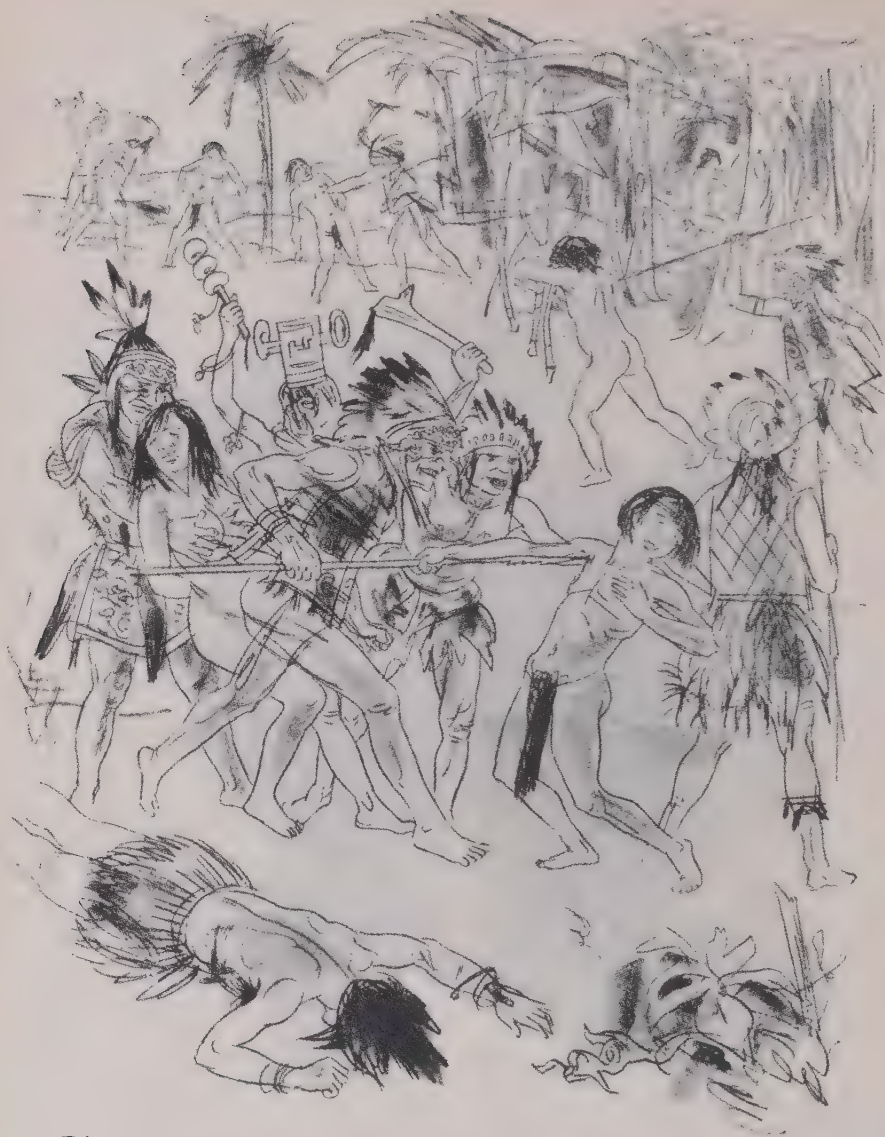
Die friedlichen Ansiedler nahmen Früchte und Wurzeln, alles, was sie an Nahrungsmitteln bereit hatten, und eilten damit freudig den Fremden entgegen. Männer, Frauen und Kinder wetteiferten, den Fremden eine Freundlichkeit zu erweisen.

Kaum aber hatten die Krieger den Zug der Ansiedler bemerkt, so stürzten sie mit lautem, schrecklichem Geheul auf die arglosen Menschen, entrissen ihnen die Lebensmittel und warfen sie auf einen Haufen. Mit Stößen und Schlägen trieben sie die Menschen zusammen, schlugen manchen Männern mit der Streitaxt den Schädel ein, banden den anderen Männern und Frauen die Hände mit Baststricken auf den Rücken zusammen und umgaben den Knäuel der Zusammengetriebenen mit bewaffneten Wächtern. Nur die kleinsten Kinder ließen sie frei laufen.

Vergebens suchten die Ansiedler den Fremden begreiflich zu machen, daß sie Freunde wären. Sie änderten ihre Haltung nicht.

Die Fremden begrüßten ihren Häuptling mit freudigen Zurufen. Der Häuptling war reicher mit Federn geschmückt als die anderen.

Er trug eine Kette aus Jaguarzähnen um den Hals, in jedem Ohr läppchen eine rote Feder und die schönsten Waffen von allen.



Die Krieger schleppten Holz herbei und machten zum Staunen der Ansiedler große Feuer an. Andere holten aus den Booten erbeutete Tiere, Fische, Lamas und junge Büffel, zogen ihnen das Fell ab und

brieten sie an Spießen. Dann zerteilten sie das Fleisch mit Äxten und Muschelmessern und verschlangen es unter Freudengeheul. Manche waren von dem vielen Essen wie berauscht und lagen schwerfällig am Boden.

Danach traten die Ältesten zu einer Beratung zusammen. Bald darauf traten sie zu den Gefangenen, wählten drei Männer aus und führten sie mit sich. Sie wälzten große Steine zusammen zu einem Opferaltar. Auf diesem Opferaltar tötete der Priester die drei Ausgewählten und betete dabei zur Maisgöttin und zur Sonnengöttin, daß sie das neu eroberte Land fruchtbar machen möchten.

Die Ansiedler sahen mit entsetzten Augen ihre Brüder verbluten. Sie konnten nicht begreifen, was da geschah. Die Weiber und Kinder begannen ein furchtbares Klagegeschrei, und die Männer schrien: »Sind es Tiger, die sich in Menschenform gekleidet haben? Wehe uns, daß wir die Tiger als Brüder begrüßten! Wehe uns, daß die Tiger über uns gekommen sind!«

Die Sieger aber achteten nicht auf das Geschrei der Gefangenen. Ein Bluttausch war über sie gekommen, und sie feierten den Sieg in einem wilden Tanz zu Ehren der Götter. Aus einem großen, mit geflochtenen Grasmatten bedeckten Boot wurden die Musikinstrumente, zwei Kürbissasseln, Tanzanzüge und Masken geholt. Einige der Krieger zogen sich die aus Gras und Schilf geflochtenen Tanzröcke an, die vom Hals bis zu den Knien reichten, und setzten sich buntbemalte, roh geschnitzte Holzmasken auf, die halb ein Krokodils-, halb ein Menschengesicht darstellten. Die Maskentänzer stellten sich den nur mit Federn geschmückten gegenüber auf und bewegten sich auf sie zu und wieder zurück, wobei sie zum Rasseln der mit kleinen Steinen gefüllten Kürbisschalen eintönig sangen und mit den Füßen den Takt stampften.

Bald wurde der Gesang stärker, die Bewegungen schneller. Sie liefen, sangen und stampften im Kreise herum. Krieger mit Speeren stürmten heran, schlugen die Speere gegeneinander und tanzten mit. So ging es die ganze Nacht durch mit Tanzen, Stampfen und Rasseln,

mit hoho, huhu, haha, huhu, während die Gefangenen laut um ihre Toten klagten oder in stiller Verzweiflung auf dem Boden hockten.

»Die Sonne wird das Opfer dieser wilden Jaguare nicht annehmen«, sagte einer der Gefangenen. »Wir sind ihre ersten Kinder. Uns wird sie beschützen.«

Aber die Sonne stieg gleichmütig aus dem Meere auf und kümmerte sich weder um die einen noch um die anderen.

Nachdem der Blutrausch der Fremden vorüber war, traten sie zu den Gefangenen und suchten sie zu beruhigen. Sie sagten zu ihnen: »Unsere Götter brauchen nur wenige Blutopfer. Ihr anderen könnt leben bleiben. Wir werden euch Arbeit zuweisen, die werdet ihr nach unseren Befehlen ausführen.«

Die kriegerischen Indianer kannten schon den Maisbau. Darum schlugen sie nicht alle Besiegten tot, sondern wollten sie als Ackerknechte und zu anderen Dienstleistungen benutzen. Sie nahmen einen Teil der Frauen von ihren Männern weg und sagten: »Das sind jetzt unsere Frauen, die brauchen wir.« Das war ein neuer Schreck und Schmerz, denn bei den Ansiedlern lebten Mann und Frau in Treue bis zum Tode zusammen, und keiner verließ den anderen.

Auch Karls Mutter wurde fortgeführt. Als Karl das sah, stürzte er sich auf die Fremden, die seine Mutter ergriffen hatten, und kämpfte mit ihnen. Ein Speer drang in seine Schulter, und er fiel bewußtlos zur Erde.

4. DREIHUNDERT JAHRE SPÄTER

Karl erwachte aus seiner Ohnmacht. Er glaubte, es wäre eine Stunde seit jenem Speerstich vergangen, aber es waren einige Jahrhunderte vergangen.

Er trat aus dem Urwald und blieb staunend stehen. »Träume ich?« sagte Karl zu sich selbst. »Wie breit ist jetzt das gerodete Land zwischen Wald und Meer. Hier, wo ich stehe, war früher dichter Urwald.

Riesige Farnkräuter und Blattgewächse bedeckten den Boden und bildeten Wände zwischen den einzelnen Waldbäumen. Jetzt ist hier lichter, angepflanzter Palmwald. So große braune Früchte gab es früher nicht an den Palmen.«

Staunend betrachtete er die Anpflanzung von Kokospalmen, an denen die kindskopfgroßen Nüsse hingen. Aber bald erschien ihm sein früheres Leben traumhaft weit entfernt, und die Wirklichkeit überraschte ihn nicht mehr. Er schritt an ausgedehnten Maispflanzungen vorüber und nickte: »Fleißig sind die Bauern hier, müssen wohl viel arbeiten, pflanzen gleich für ihre Herren und sich selbst. Dort also ist die Stadt des Herrenvolks.«

Er blieb stehen und sah auf die Stadt, die von einer weißen Mauer aus Kalkstein umgeben war. Auf einer festgetretenen Straße kamen Indianerbauern mit ihren Frauen und Kindern. Alle waren mit Blumenkränzen geschmückt. »Wohin geht ihr, Brüder?« fragte Karl.

»Weißt du nicht, daß heute unser großer Häuptling Panthersprung das Fest der Rosen feiert wie jedes Jahr? Alles Volk darf zuschauen und darf sehen, wie die edlen Krieger und die edlen Knaben für die Götter tanzen.«

»Werdet ihr nicht mittanzen?« fragte Karl.

»Nein, nur die Edlen tanzen in der Stadt«, antworteten die Bauern. »Ihr Tanz ist den Göttern wohlgefälliger als unser Tanz und hat größere Kraft, die Erde fruchtbar zu machen. Aber draußen vor unseren Hütten bei den Maisfeldern dürfen auch wir tanzen.«

Über das Gesicht des fremden jungen Indianers, unsres Karls, ging eine Wolke des Zorns, aber er bezwang sich und sagte freundlich: »Ich werde mit euch zu dem Fest der Rosen gehen. Werden wir noch rechtzeitig zu dem Opfer kommen?«

»Dreimal opfern die Priester am Tage und viermal in der Nacht«, sagte ein Bauer. »Vögel und kleine Tiere opfern sie. Sie dürfen nicht ruhen, daß die große Erdgöttin nicht zornig wird und der Mondgott und die Sonne. Auch der Regengott will seinen Dienst. Sonst verdorrt das Land, und die Menschen haben keine Nahrung. Viermal schon ha-

ben die Götter das Geschlecht der Menschen vertilgt. Jetzt aber opfern und tanzen wir fleißig, und das gefällt den Göttern. Heute zum Fest der Rosen wird ein edler Kriegsgefangener geopfert werden und wird der Erdgöttin unsere Grüße bringen. Dann wird die Maisernte gesegnet sein.«

Sie hatten die Stadt erreicht und gingen durch das geöffnete Tor. Durch die Straßen wogten rosengeschmückte Menschen. Ein Zug erregter Menschen kam vom Tempel, wo eben der Kriegsgefangene geopfert worden war. Auf einem großen Platz versammelte sich das Volk. Dort saß der große Häuptling Panthersprung auf einem hohen, prächtig geschnitzten Stuhl. Ein holzgeschnitzter riesiger Jaguarkopf mit aufgesperrem Rachen bildete eine Art Baldachin. Der Häuptling trug ein buntes Kleid, das mit Silber verziert war.

Zu beiden Seiten des Platzes standen die Musiker mit langen Flöten aus Bambusrohr und mit hölzernen Rasselstäben, die oben verbreitert und mit Kugeln gefüllt waren, so daß sie beim Schwingen durch die Luft beständig rasselten.

Jetzt kamen die Krieger mit riesigen strahlenförmigen Federdiademen auf dem Kopf und über und über mit Rosen bedeckt. Um die Knöchel befestigt, trugen manche klappernde Fußschellen. Schöne junge Knaben, manche als Schmetterlinge, manche als Vögel verkleidet, schwirrten umher und reichten den Kriegern verzierte Kürbischalen mit berauschendem Agavenwein. Bald begannen die Flötenbläser eintönige Tanzweisen zu blasen. Die Rasselstäbe schwirrten und rasselten. Die Fußschellen der tanzenden Krieger klapperten. Gesang stieg auf und wurde von Stunde zu Stunde stärker. Der Duft des Agavenweins und der Rosen lag wie eine Wolke von Süßigkeit auf dem Festplatz. Das weiße Mondlicht flutete durch die warme Nacht. Und alle tranken Agavenwein, Männer, Frauen und Kinder, Herrenvolk und Sklavenvolk.

Am Morgen gingen die Edlen in ihre Häuser und die Bauern in ihre Hütten zurück.

Die fremden Krieger, die damals die Küstenbewohner überfielen,

hatten die kleinen zerstreuten Stämme des Gebiets unterworfen. Sie hatten ihnen Land zum Wohnen angewiesen. Dort trieben sie Maisbau und Mandiokabau. Aus der großen giftigen Wurzel, die Karls Mutter damals fortgeworfen hatte, preßten sie den giftigen Saft, und aus der entgifteten Wurzel wurde das Mandiokamehl hergestellt, das neben dem Mais ein Hauptnahrungsmittel bildete. Den Mais- und Mandiokabau trieben die unterworfenen Stämme und mußten dem Herrenvolk so viel von der Ernte liefern, wie diese zum Leben brauchten. Das übrige behielten sie für sich. Das Herrenvolk beschäftigte sich nur mit Jagd, Fischfang, Krieg und der Verwaltung des Landes. Alle Ämter und Rechte waren in ihren Händen. Die Unterworfenen hatten nur zu arbeiten und zu gehorchen. Sie hatten die Wälder zu roden, Wege zu bauen, Felder zu bestellen und Lasten zu tragen, da es weder Trag- noch Zugtiere gab.

Allmählich vergaßen die Nachkommen der Ureinwohner, daß sie einmal ein freies Volk gewesen waren. Sie fühlten sich mit dem Herrenvolk als *Ein Volk*, in dem es Herren und Knechte, Reiche und Arme gab.

5. DER ABEND NACH DEM ROSENFEST

Es war ein schöner Sommerabend. Die Indianerbauern und Arbeiter saßen und standen zusammen und rauchten aus langen Pfeifen. Ein alter Indianer, der viel zu erzählen wußte, erzählte Sagen und Geschichten. Da trat Karl unter die Bauern. Der freie, stolze Gang des jungen Indianers fiel den Bauern auf. Der Fremde begrüßte die anderen und fragte, ob er sich zu ihnen setzen dürfe. Sie reichten ihm eine Pfeife und ließen ihn niedersitzen.

Der Fremde sah sich um und betrachtete die Gegend. »Ich bin schon einmal hier gewesen«, sagte er, »aber das ist sehr lange her. Damals sah es hier anders aus.«

Der alte Indianer schüttelte den Kopf und erwiderte: »Immer sah es

so aus wie jetzt. Immer war dort der Urwald. Immer waren hier unsere Felder. Immer war dort das Meer und der Fluß.«

»Du irrst, Vater«, sagte der junge Fremde. »Früher reichte der Urwald näher ans Meer. Felder mit Mais und Mandioka gab es noch nicht, auch Kokospalmen nicht. Die Hütten waren aus leichtem Bambusrohr. Wenn es keine Nahrung mehr gab, zogen die Menschen weiter. Und alles Volk war frei, frei wie die Adler auf den Bergen, wie die Jaguare im Urwald.«

Die Bauern und Arbeiter schüttelten die Köpfe und sagten: »Immer war es so wie jetzt. Die Götter haben es so gewollt.«

Nur der alte Mann wurde nachdenklich und murmelte: »Ich habe einmal ein Lied singen hören, das klang wie deine Worte.«

»Ihr glaubt, immer war es so«, rief der Fremde. »Wißt ihr nicht, daß es fremde, wilde Krieger waren, die auf Booten über das Meer und auf dem Fluß kamen, euch das Land nahmen und euch zu Knechten machten? Glaubt ihr, es gab immer Herren und Knechte, immer Reiche und Arme?«

»Ja«, sagten die Indianer. »Immer gab es hier friedliche Bauern, die arbeiteten und dienten, und kriegerische Herren und Häuptlinge. So haben es die Götter bestimmt. Die Götter haben Arme und Reiche, Schwache und Mächtige geschaffen. Frei wie die Adler waren Menschen nie. Das gefällt den Göttern nicht.«

»Ihr Unglücklichen!« rief der Fremde traurig und zornig. »Die Götter haben nicht Herren und Knechte geschaffen, aber die fremden Herren *haben euch solche Götter geschaffen*. Mit den Göttern zwingen sie euch zum Sklavendienst.« Der Fremde war aufgesprungen und stand hoch aufgerichtet zwischen den Dorfbewohnern. Da sauste es durch die Luft, und ein Speer saß in der Brust des Fremden.

Hinter dem Baum trat ein Herrenkrieger hervor. Er hatte die Worte des Fremden gehört und fürchtete, solche Worte könnten das Volk aufreizen. Deshalb sollte der Mund zum Schweigen gebracht werden, der solche Worte sprach.

»Der Speer steckt mir in der Brust. Ich verblute«, schrie Karl und setzte sich im Bett auf.

»Lieg still«, sagte die Mutter. »Du hast noch immer Fieber.«

»Ach, bin ich wieder hier? Ich muß doch zu den Indianern zurück. Ich muß doch mit meinen roten Brüdern sprechen, daß sie nicht Knechte bleiben. Warum holt ihr mich zurück?«

Und wieder tauchte der weiße Pferdekopf am Bettrande auf. Und wieder sprang Karl auf den geflügelten Rücken.

»Bring mich zu meinen Indianerbrüdern zurück!« sagte Karl. »Sie denken, ich bin tot, aber ich bin nur verwundet. Ich muß ihnen alles sagen. Sie haben das Leben ihrer Väter vergessen. Sie wissen nicht, wie es damals war. Aber ich weiß doch alles und muß es ihnen sagen.«

»Ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen«, sagte das Flügelpferd. »Heute führt unser Weg anderswohin.«

Vom ägyptischen Prinzen zum Revolutionär

Von Ägypten habt ihr alle gehört. Von Ägypten habt ihr alle gelesen. Das liegt in Nordafrika am Mittelmeer. Furchtbar heiß ist es in Ägypten, und ein großer Teil des Landes ist Felsenwüste. Aber durch das breite Tal zwischen den Wüstenfelsen fließt der mächtige Nilstrom und mündet in vielen Armen ins Meer. Dieser wunderbare Fluß macht das Land fruchtbar. Durch Regengüsse in seinem Quellgebiet schwillt er jedes Jahr regelmäßig an und steigt immer höher, bis er über die Ufer tritt. Durch Kanäle und Staubecken wird sein Wasser weit über die Felder geleitet, und die Felder werden überschwemmt. Nach der Überschwemmung ist das Land sehr fruchtbar. Das Korn wächst dreimal im Jahr.

Vor mehreren tausend Jahren waren die Ägypter ein mächtiges, kluges Volk. Sie bauten Korn und Früchte und hatten mächtige, große Städte mit Tempeln und Türmen. Sie malten und machten Steinbilder und schrieben in einer Bilderschrift. Um jene Zeit lebten die Israeliten, von denen in der Bibel geschrieben steht, im Lande der Ägypter, und der ägyptische König, den man Pharao nannte, herrschte über sein Volk und über unterworfenen Völker.

Das weiße Flügelpferd hielt im alten Ägypten vor dem Palast des Pharao. Das war ein herrlicher Palast aus weißem Stein. Seltsame Götterbilder mit Vogelköpfen waren auf die Mauern gemalt. Und der König war dort aufgemalt, wie er auf einem eisernen zweirädrigen Streitwagen mit seinen Bogenschützen und Speerwerfern in den Krieg zog.

Vor dem Tor hielten zwei steinerne Löwen Wache. In dem Schloß wohnte der stolze Pharaon, der sich einen Sohn der Sonne nannte. Er wohnte dort mit seiner Tochter. Es war die Tochter, die den kleinen israelitischen Jungen aus dem Fluß aufgefischt hatte und als ihren Sohn erzog. Diesen Pflegesohn nannte sie Mose. Er wurde wie ein ägyptischer Prinz aufgezogen in Prunk und großen Ehren.

Es war um die Mittagszeit, da ging ein israelitischer Knabe am Königsschloß vorüber. Der Knabe hatte hellbraune Haut, große dunkle Augen und schwarze Haare. Sein Oberkörper war nackt. Vom Gürtel ab trug er einen kleinen Schurz. In der linken Hand trug er ein Gefäß mit Essen, von der Rechten hing ihm ein Schlauch mit Wasser herunter. Der Knabe, der trotz seiner bräunlichen Haut das Gesicht von Karl hatte, wollte seinem Vater Essen bringen. Der Vater formte draußen vor der Stadt mit vielen anderen Israeliten Ziegelsteine aus Lehm.

›Wird der Vater heute Zeit zum Essen haben?‹ dachte der Knabe. ›Wird nicht wieder der ägyptische Aufseher kommen, sowie er sieht, daß der Vater einen Augenblick ausruht, um zu essen, und wird den Vater mit der Peitsche schlagen?‹

Der Knabe ballte vor Zorn die Hand zur Fauste. Das Blut stieg ihm in den Kopf. ›Ich werde einmal einen Ziegelstein nehmen und den Aufseher totschiagen, wenn er den Vater wieder mit der Peitsche schlägt‹, dachte der Junge. Und wie er so dachte, blieb er stehen und sah nachdenklich auf den Königspalast mit seinen Mauern und Vorhöfen. ›Ob der Pharaon das selbst befiehlt, daß unser Volk so bedrückt und erniedrigt wird, oder ob er nichts davon weiß?‹

Als er so nachdachte, öffnete sich das Tor des Vorhofs, und ein jüngerer großer Mann in prächtiger ägyptischer Kleidung trat heraus. Er trug ein Gewand aus schneeweißem, zartem Stoff, von einer bunten Borte eingefast, und einen kurzen Überwurf aus schwerem gefaltetem Goldstoff. Es war eine Pracht und ein Glanz um ihn, daß es dem israelitischen Jungen fast den Atem benahm. Er starrte das goldene Gewand an, und dann sah er dem Mann ins Gesicht und starrte ihn

mit noch größerem Staunen an, denn er glaubte, sein Vater stünde vor ihm, nur jünger, größer und schöner.

»Bist du nicht ein israelitischer Knabe?« fragte der ägyptische Mann.

»Ja«, sagte der Junge. »Und du bist wohl der Prinz Mose, der Sohn der Königstochter?«

»Der bin ich«, sagte Mose. »Aber warum siehst du mich so an?«

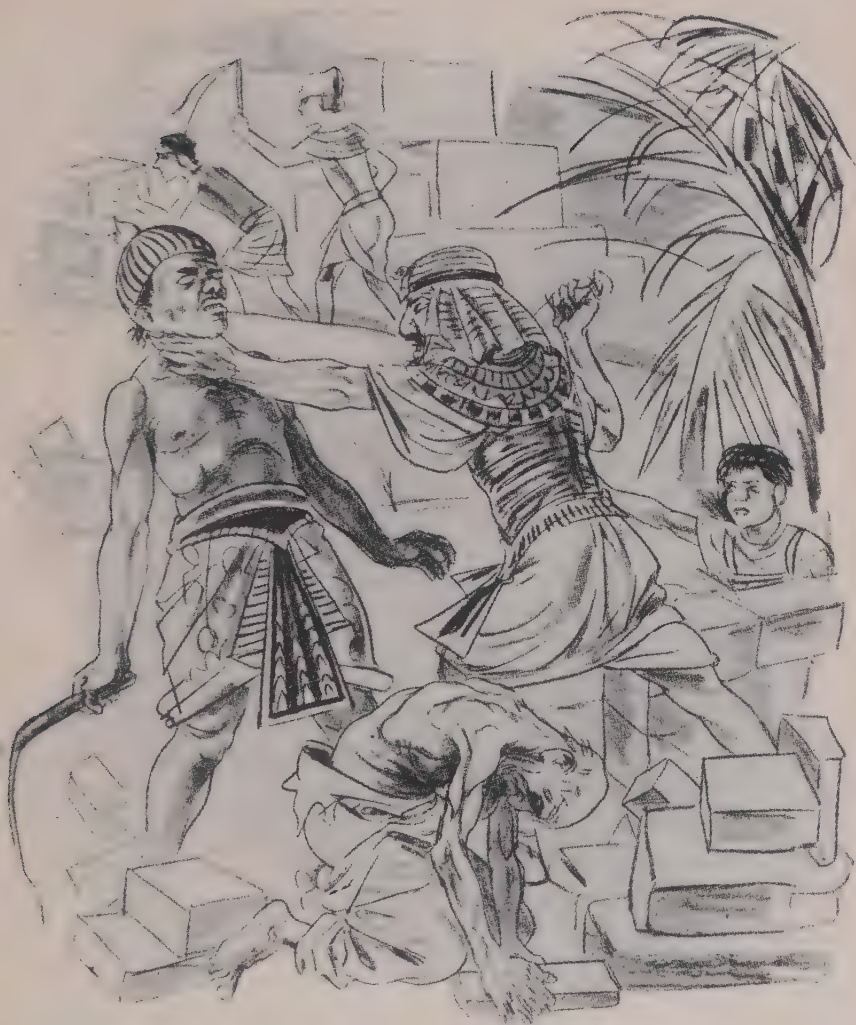
»Deine Stirn und Augen sind wie meines Vaters Stirn und Augen. Dein Mund ist wie der Mund meiner Mutter. Aber der Rücken meines Vaters ist von schwerer Arbeit gebeugt, und du stehst stolz und aufrecht. Du trägst ein prächtiges goldenes Gewand, und mein Vater trägt einen zerrissenen Schurz. Du bist ein freier ägyptischer Mann und gebietest anderen. Mein Vater und die Männer meines Volkes sind Knechte und Sklaven, und die Peitsche der ägyptischen Aufseher tanzt auf ihrem Rücken.«

Der Knabe stand zitternd vor Erregung und dachte: »Jetzt wird der Ägypter seine mächtige Hand auf meinen Kopf niedersausen lassen und wird mich erschlagen.«

Aber der mächtige ägyptische Königssohn, vor dem die Menschen sich in den Staub warfen, legte seine Hände auf die Schultern des Knaben, seine Augen blitzten, und seine Brust bebte, und er sprach: »Solange dein Vater und die Männer deines Volks Sklaven sind, bin auch ich ein Sklave. Solange sie Knechte sind, bin auch ich ein Knecht. Und die Peitsche der Aufseher geißelt auch meinen Nacken.«

Da ließ der Knabe Schlauch und Eßgefäß fallen, warf die Arme hoch und ballte die Hände zu Fäusten und rief: »Wir sind kein schlechteres Volk als die Ägypter. Warum müssen wir geschlagen und erniedrigt werden bei unserer schweren Arbeit, wenn wir die Ziegel brennen auf den Feldern, und haben nicht genug Nahrung und Kleidung und müssen gebeugt gehen, und du und der Pharao gehen aufrecht in goldenen Gewändern?«

Da schrie Mose: »Das Gold meines Gewandes brennt in meiner Haut.« Und er faßte mit seinen mächtigen Händen das goldne Gewand und zerriß es von oben bis unten und riß es von seinem Körper



herunter mitsamt dem zarten weißen Gewand und stand da in einem leinenen Schurz und sprach zu dem Knaben: »Führe mich dorthin, wo die Männer deines Volks Ziegel brennen. Denn dein Vater ist mein Vater, und die Männer deines Volks sind die Männer meines Volks.«

Und er ging mit dem Knaben dorthin, wo die Israeliten Lehm gruben und Ziegel formten.

Mose versteckte sich hinter einem Stapel Ziegelsteine und beobachtete, was geschah. Die israelitischen Männer arbeiteten emsig und gönnten sich keine Ruhe. Wenn aber die Sonne zu stark brannte und der Schweiß von den Körpern der Arbeiter floß und ein Mann hielt einen Augenblick inne und trat in den Schatten, um aufzuatmen, so stürzte gleich ein ägyptischer Aufseher heran und trieb den Arbeiter mit Peitschenhieben zur Arbeit.

Die Israeliten waren ausgedörrt von der Sonnenglut und von schwerer Arbeit. Entkräftet schleppten sie sich unter ihrer Last. Abseits von den anderen arbeitete der Vater des Knaben. Sein Rücken war gebeugt, sein Haar ergraut. Das Tagwerk war lang gewesen. Seine Hände begannen zu zittern. Er wischte den Schweiß von der Stirn und winkte dem Knaben, daß er ihm Wasser brächte. Doch als er den Schlauch an den Mund führte, um zu trinken, kam ein ägyptischer Aufseher und ließ die Peitsche auf ihn niedersausen.

Da erbehte Mose. Seine Augen blitzten finster. Das Blut schoß ihm in den Kopf und brauste in seinen Schläfen. Er sprang aus seinem Versteck hervor und schrie: »Warum schlägst du den Mann?« Und ehe der Ägypter antworten konnte, erschlug Mose ihn.

Der Knabe sprang auf Mose zu, warf die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Dann half er ihm die Leiche des Erschlagenen in der Nähe verscharren. Mose floh vor dem Zorn des Pharaos und versteckte sich.

Durch das Volk der Israeliten aber ging von dem Tage an ein Gemurmel: Der Prinz Mose, der Pflegesohn der ägyptischen Königstochter, der in Pracht und Ehren im Palast Pharaos wohnte, hat sein goldnes Gewand zerrissen und hat einen ägyptischen Fronvogt erschlagen. Er will seine Brüder nicht in Knechtschaft und Elend verkommen lassen. Er will die Schmach nehmen von dem Arbeitervolke Israels. Er hat heimgefunden zu seinen Brüdern. Noch hält er sich verborgen. Aber bald wird er wieder erscheinen und wird uns erretten aus Schmach und Knechtschaft.

Und Ihr wißt, was in der Bibel erzählt wird, wie Mose die Israeliten aus dem Lande der Knechtschaft, aus Ägypten, fortführte, wie sie vierzig Jahre lang durch die Wüste zogen, viel Not und viel Kämpfe zu bestehen hatten und dann in das frühere Heimatland kamen, wo sie in Freiheit lebten.

*

Karl lag mit offenen Augen im Bett. Es war gegen Abend. Der Vater saß am Tisch und hatte die Bibel vor sich liegen und las der Mutter daraus vor.

»Vierzig Jahre«, sagte der Vater. »Das ist eine lange Zeit. Da gehört viel Mut und Geduld dazu und ein großer Glaube.«

»Wie mag das sein: durch die Wüste ziehen?« fragte die Mutter.

»Das wird so sein, wie wenn wir streiken und hungern, und wir sind nur ein kleiner Haufen, und alle sind feindlich ringsumher. Das ist wie durch die Wüste ziehen. Wenn man vierzig Tage streikt, verliert man leicht den Mut. Mose aber zog mit dem Volk Israel vierzig Jahre durch die Wüste.«

»Dann kamen sie auch in das Land, das sie suchten«, sagte die Mutter.

›Warum bin ich nicht bei meinem geliebten Bruder Mose?‹ dachte Karl. ›Wie schön war es, als er sein goldnes Gewand zerriß. Wie blitzten seine Augen, als er den Ägypter erschlug! Zorn war in ihnen und Todestraurigkeit. Jetzt wandert er durch die Wüste, und das Volk ist unzufrieden, und kein Freund ist bei ihm. Ich muß zu ihm. Ich will nicht von seiner Seite gehén. Ich werde bei ihm sein, solange ich lebe. — — Ach, da kommt er schon selbst.«

Vom Küchentisch her, wo die Bibel lag, kam eine hohe, dunkle Gestalt, einen Wanderstab in der Hand. Ein Widderfell hing um die Schultern des Mannes, und gelber Wüstensand bedeckte seine Füße.

Spartakus

Karl hing auf dem Rücken seines Pferdes. Sein Kopf taumelte hin und her. »Ich bin so müde, liebes Pferd«, sagte Karl. »Mein Kopf ist ganz schwer. Das macht der Wüstenwind. — Wo ist mein großer Bruder Mose?«

»Er ist nicht mehr in derselben Wüste. Er braucht dich jetzt nicht. Nimm dich zusammen, du schwacher Reiter! Halt dich grade und den Kopf hoch! Heut reisen wir nicht so weit. Bald sind wir da.«

Sie waren noch immer über Deutschland. Das überflogen sie in einer geraden Linie von Norden nach Süden. Jetzt tauchten die hohen Alpenberge auf. Hoch über die mächtigen Berge flogen sie durch die kalte Luft und kamen nach Italien, das wie ein langer Stiefel im mittelländischen Meer liegt. Sie flogen über die nördlichen Provinzen an Rom vorüber nach Süden.

1. DER WANDERER

Es war vor zwei Jahrtausenden im Jahre 71 vor unserer Zeitrechnung. Das Volk der Römer beherrschte die Welt, wie jetzt die Engländer die Welt beherrschen. Nein, von der damals bekannten Welt gehörte ihnen der größte Teil. Sie waren Herren über alle Völker. Einwohner der verschiedensten besiegten Länder arbeiteten als Sklaven in Italien. Da

waren Griechen und Afrikaner, halbwilde Kelten — das sind die Ureinwohner des heutigen Frankreich —, und auch germanische Sklaven gab es und auch viele Römer, die Sklaven ihrer eigenen Landesgenossen waren. Sie teilten sich in zwei Gruppen, aber alle waren unterdrückt und ausgebeutet und mußten in lebenslänglicher Knechtschaft ihren Herren dienen. Die Herren konnten sie strafen und töten.

Sklaven, die entliefen, kamen oft in die Fechterschulen. Sie wurden als Fechter ausgebildet und mußten in Zirkusvorstellungen gegeneinander kämpfen, wobei der Besiegte getötet wurde. Oder sie mußten mit wilden Tieren kämpfen. Diese Vorstellungen liebten die Römer so, wie man jetzt das Kino liebt.

Es war im Jahre 71 vor unserer Zeit, da wanderte ein junger römischer Sklave über das Gebirge der südlichen Provinz Lukanien. Wenn ihr ihn gesehen hättet, hättet ihr gleich erkannt, daß es Karl war. Er trug einen kurzen Kittel, starke Sandalen unter den nackten Füßen und einen Wanderstab, der einem Speer glich. Der war zwei Meter lang, aus härtestem Holz und unten scharf zugespitzt. Ein kleiner Beutel mit Lebensmitteln hing ihm am Gurt.

Der Wanderer ging nicht auf dem breiten Steg für Menschen und Maultiere, der über das Gebirge führte, sondern durch Wald und Dickicht, durch Sümpfe und über Bäche suchte er den Weg nach Süden. Am Stand der Sonne erkannte er die Richtung.

Er hatte den Kamm des Gebirges überschritten. Das Walddickicht lichtete sich. Grünes Weideland, von der Sonne beschienen, begrenzte einen Weinberg. Auf dem Weideland war kein Vieh zu sehen. Neben dem Weinberg stand eine halbverfallene Hütte. Und neben der Hütte, dem Weinberg zugekehrt, stand eine unbewegliche Gestalt.

›Ist es ein Mensch oder eine Bildsäule?‹ dachte der Wanderer. Je näher er kam, desto deutlicher erkannte er, daß die unbewegliche Gestalt ein lebender Mensch war. Es war ein großer starker Mann, etwa dreißig Jahre alt, mit harten Zügen, von der Sonne verbrannt. Seine Kleidung war dürrig und zerrissen. In der rechten Hand trug er ein kleines Bündel. Vom Gurt hing ihm ein kurzes Schwert herunter. Er stand

noch immer unbeweglich und starrte mit finstern Gesicht auf den Weinberg.

»Freund!« rief der junge Sklave ihn an. »Was tust du dort? Was gibt es besonderes an diesem Weinberg und an der verfallenen Hütte? Ist nicht Italien voll verfallener Hütten und verlassener Weinberge? Oder wartest du auf die Schafe und Ziegen, die einst auf jener einsamen Weide ihre Nahrung suchten?«

Der Angeredete wandte langsam den Kopf, ohne daß sein finstres Gesicht sich erhellte. »Dies war *mein* Weinberg«, sagte er mit einer Stimme, die von Schmerz und Groll dunkel klang. »In dieser Hütte haben meine Väter gewohnt. Auf der grünen Trift war unser Weizenacker. Ich habe als Soldat in Afrika gekämpft. Sechs Jahre lag ich für Rom vor dem Feind. Nun find ich die Hütte verfallen, den Boden geraubt, Weib und Kind in Sklaverei verkauft. Meine Brust ist voller Narben.« Er riß das Hemd auf und zeigte die von Narben bedeckte Brust. »Dafür danken Roms Mächtige mit Bettelstab und Sklavenjoch.«

»Bruder«, sagte der junge Sklave, »man braucht nicht lange zu fragen, wer das getan hat. Man weiß schon, wie das vor sich geht. Überall dasselbe. Hast einen reichen Nachbarn gehabt, so einen großen Herrn, der seine Weinberge und Wiesengründe und Fischteiche nicht mehr zählen kann. Der hat auch dein Land verschluckt.«

»Was hilft es, wenn ich zum Richter gehe? Recht gibt es nicht für den Armen. Sie haben die Macht und das Gold und das Recht. Das Land ist hin, Weib und Kind sind hin. Für uns kein Korn, für uns kein Wein, für uns keine Hütte, kein Weib, kein Herd. Für uns nur der Tod vor dem Feind oder im Zirkus. Ich werde keine Trauben mehr keltern, aber von Herrenblut werden meine Hände rot werden, so wahr es noch rächende Götter gibt.«

Er wandte sich, ohne den jungen Sklaven zu beachten, und schlug den Weg nach Süden ein. »Spartakus!« murmelte er, »Spartakus!«

Der Wanderer folgte dem Soldaten.

2. DIE ZIEGENHIRTEN

Sie waren nicht lange gegangen, da gerieten sie in eine große Ziegenherde.

Drei Hirten von wildem Aussehen trieben eilig die Ziegen vor sich her. Ein Hund half die zerstreuten Tiere sammeln. Der Wanderer grüßte die Hirten und lobte die kräftigen, gut gepflegten Tiere. Dann fragte er die Hirten, wohin sie so eilig ihre Herden trieben.

Die Hirten sahen den Sklaven prüfend an und antworteten: »Du siehst aus, als wärest du einer von den Unsern. Wir treiben die Herde zu Spartakus.«

»Dann nehmt mich mit«, rief der junge Sklave, und seine Augen leuchteten. »Ich bin auch auf dem Wege zu Spartakus.«

»Ich dachte, du wärest einer von seinen Boten«, sagte der alte Hirt.

»Nein, noch war ich nicht bei ihm. Aber nun werde ich bald bei ihm sein. Seit zwei Jahren tönt der Name Spartakus durch Italien. Wie eine Flamme, vom Wind getrieben, sich weiterfrißt, so jagt der Name des Spartakus von Süden nach Norden und von Norden nach Süden.«

»So ist es«, sprachen die Hirten. »Von Norden kommst du?«

»Ja, vor einer Woche bin ich meinem Herrn entlaufen. Aber lange schon trug ich den Plan im Herzen. Welcher Sklave möchte jetzt noch bei seinem Herrn verbleiben, jetzt, da die Freiheit angebrochen ist und der Übermut der Reichen und der großen Herren gebrochen wird!«

»Ja, ja«, sagte der alte Hirt, »wir haben geschlafen. Wie Ochsen sind wir unterm Joch gegangen und dachten, es müßte so sein. Immer sind Herren und Sklaven gewesen, sagte man uns. Aber jetzt sieht man, es muß nicht so sein. Nackt sind wir alle aus Mutterleib gekommen, Hohe wie Niedere. Frei geboren sind wir alle vor den Göttern.«

»So ist es, Vater«, sagte der Soldat, der sich zu ihnen gesellt hatte. »Räuber und Blutsauger sind die Herrschenden. Italiens Boden muß ihr Blut trinken. Sonst wächst kein Korn mehr in diesem Land.« Als er

das gesagt hatte, verfiel er wieder in finstres Schweigen und ging abseits von den anderen weiter.

»Erde will nicht zweierlei Kinder. Frucht soll genießen, wer Land bebaut. So geht die Lehre jetzt überall«, sagte der alte Hirt. »So alt, wie ich bin, und habe bis zu grauen Haaren meinem Herrn gedient, aber jetzt treib ich die Herde nicht zu ihm zurück. Mag er hungern mit seinen stolzen Söhnen und Töchtern. Mag er Wasser trinken statt Ziegenmilch! Zu Spartakus treib ich die Herde, zu den Unsern.«

Und er trieb die Gefährten und die Tiere mit lautem Zuruf an. »Noch vor Abend, meine ich, werden wir zum Heer der freien Männer stoßen.«

Der junge Sklave jauchzte laut auf. »So bin ich auf dem rechten Wege«, rief er. »Frei bin ich und werde für die Freiheit kämpfen mit meinen Brüdern. Niemals will ich zu meinem Herrn zurück, lieber mit den freien Brüdern sterben.«

Er half den Hirten die Herde zusammenhalten und ging mit ihnen.

»Wie ist es dir unterwegs ergangen?« fragten die Hirten. »Bist du keinen Häschern in die Hände gefallen, obwohl du allein warst?«

»Ich verstehe die Sprache der Herren zu reden«, sagte der Sklave. »So habe ich mich mit List überall durchgeschlagen. Lebend wird mich niemand überwältigen. Das beschloß ich, als ich die Fechter in Venusia sterben sah und das Volk dazu jauchzte.«

»In Venusia warst du? Und was tat man dort?«

»Auf meiner Wanderung kam ich nach Venusia. Dorthin hatte man hundert Gefangene aus dem Heer des Spartakus gebracht. Das Volk raste wie betrunken durch die Stadt und brüllte: ›Heut werden wir die entlaufenen Sklaven sterben sehen.‹ Ich ging in die Arena, als die Fechtspiele begannen. Dort zwang man einen Teil der Gefangenen, mit wilden Tieren zu kämpfen, bis sie zerrissen wurden; die anderen mußten sich gegenseitig töten. Bevor das Spiel begann, riefen die Gefangenen das Volk an und sprachen: ›Warum wollt ihr uns töten? Wir sind Männer wie ihr. Manche von uns waren freie Bürger in unserer Heimat. Kriegsgefangen schleppte man uns in die Sklaverei. Laßt uns le-

■

ben! Laßt uns in unsere Heimat zurückkehren, zu unseren Hütten, zu unserem Acker!« Aber die Bürger brüllten: »Wir wollen euch fechten und sterben sehen.« Sie konnten es nicht erwarten und schrien, daß man die wilden Tiere in die Arena brächte. Da gelobte ich, mich niemals lebend in ihre Hände zu geben. Bestien sind sie.«

»Ja, Bestien sind sie«, sagte der alte Hirt. »Wenn wir sie fangen, werden wir sie auch in die Arena zu den wilden Tieren sperren.«

Der junge Sklave senkte den Kopf und schwieg. Nach einer Weile sagte er zu dem Hirten: »Vater, ich werde keinen Menschen von wilden Tieren zerreißen lassen. Ich habe gesehen, wie es ist. Wir wollen nicht Bestien sein wie jene.«

»Glaubst du, Herrenblut ist kostbarer als Sklavenblut?« sagte der Alte finster.

»Herrenblut ist stinkend geworden und vergiftet. Unser Blut soll nicht stinkend werden wie ihr's.«

»Töricht sind deine Worte«, sagte der Alte. »Bevor du weise wirst, wird die Erde dein Blut trinken.«

Der junge Sklave ergriff ein zartes junges Lamm, preßte es in seine Arme und rief: »Warm und süß ist Leben in Freiheit. Laß uns nicht finstre Worte wechseln.« Und er stimmte einen lauten, jauchzenden Gesang an. Die Hirten hörten ihm freundlich zu.

3. DAS SKLAVENHEER

Sie kreuzten eine Landstraße. Eine Staubwolke bewegte sich von Norden heran. Pferdegetrappel und Gewieher. Ein halbnackter Hirte stürmte auf einem feurigen Hengst heran. Hinter ihm etwa dreißig kräftige Pferde, von zwei berittenen Hirten vorwärts getrieben.

»Wohin so schnell?« rief der Ziegenhirt.

»Spartakus' Kavallerie braucht Pferde«, schrie der reitende Hirt, und mit einem Jauchzer stürmte er weiter.

Bei Sonnenuntergang stießen sie auf zwei afrikanische Männer von dunkelbrauner Hautfarbe und auf drei Italiker. Alle waren mit Speeren und Keulen bewaffnet. Es waren Wächter des Sklavenheeres. Sie begrüßten die Ziegenherde mit Freude. »Schöne Tiere mit vollen Eutern. Kommt ins Lager und melkt euer Vieh!«

Die Hirten folgten den Vorposten. Sie erreichten das Lager und schritten durch ein Gemisch bunter Gestalten. Da waren riesige Schwarze aus Numidien, braune Syrer, feingliedrige Ägypter, Griechen und italische Sklaven.

»Ist es wahr, daß euer Heer sich gespalten hat?« fragte der alte Hirt.

»Ja, es ist wahr. Die keltischen und germanischen Sklaven unter Gannikus lagern drei Tagereisen von hier.«

»Was strömen die Männer alle zu jenem Hügel?« fragte der junge Sklave einen Krieger.

»Gannikus, der Führer der keltischen Sklaven, ist gekommen, mit Spartakus zu verhandeln. Spartakus will mit den Kampfgenossen reden.«

Als der Krieger das gesagt hatte, wurden sie von dem Strom mit fortgerissen, der dem Hügel zustrebte.

»Spartakus, Spartakus!« klang es von allen Seiten. Je weiter sie ins Gedränge kamen, um so lauter tönte der Ruf. Es klang wie starkes Meeresbrausen. »Spartakus!« brauste das Meer.

Der junge Wanderer wand sich wie eine Schlange durch die Menge und war bald einer der vordersten. Am Fuß einer kleinen Anhöhe stauten sich die Massen. Auf der Anhöhe stand ein großer brauner Mann mit klaren Augen, das war Spartakus, neben ihm der rothaarige, rotbärtige Keltenführer Gannikus. Gannikus sprach eindringlich auf Spartakus ein, aber der schüttelte den Kopf.

»Kampfgenossen!« rief Spartakus und wandte sich zu den andrängenden Kriegern. »Ihr wißt, wir wollten die Herren und Mächtigen in ganz Italien stürzen. Wir wollten ganz Italien zu einem freien Land machen, in dem es keine Herren und keine Sklaven mehr gibt, in dem

der Boden allen gehört und jeder soviel Boden bebaut, wie seiner Hände Kraft reicht.«

»Wir wissen es«, riefen die Krieger des Spartakus.

»Kampfgenossen«, rief Spartakus, »vor einem Jahr hätten wir das vollbringen können. Unsere Macht wuchs von Tag zu Tag. Das Staatsheer der Römer war feige und schwach. Alle römischen Provinzen zitterten vor uns. Das mächtige stolze Rom zitterte vor uns, zitterte vor dem Heer seiner Sklaven.«

Spartakus hielt inne. Seine Augen blitzten vor Zorn und Schmerz.

»Uneinigkeit hat es unmöglich gemacht, Uneinigkeit in unseren Reihen, ihr wißt es.«

»Wir wissen es«, riefen die Umstehenden.

»Ein Teil der Kampfgenossen wollte weiter nur rauben und Beute sammeln, anstatt im Herzen des Landes die Macht zu ergreifen. Nun ist es zu spät. Die römische Staatsmacht hat mächtige Heere zusammengezogen, und kein einiger Wille lebt in uns. Wir, die wir stark sein könnten, sind schwach durch Uneinigkeit. Rom und das Römische Reich können wir nicht mehr erobern.

Aber eins bleibt uns noch, Kampfgenossen. Wir können geschlossen durch Italien nach Norden ziehen. Noch sind wir stark genug. Wir wollen das Alpengebirge überschreiten und in anderen Ländern als freie Männer leben. Im Keltenland, im Thrakerland können wir als freie Männer den Boden bebauen. Heute sind wir verzweifelte Kämpfer, und wen man ergreift, den wirft man den Tieren im Zirkus vor. In wenigen Wochen aber können wir freie, friedliche Männer sein, von keinen blutdürstigen Feinden bedrängt. Darum rufe ich euch alle auf zu dem Zuge nach Norden.«

Begeisterte zustimmende Rufe ertönten von allen Seiten. Der Keltenführer Gannikus aber schüttelte das Haupt und rief: »Italien ist warm und reich. Hier wächst das Korn. Hier blüht der Wein. Die Herden geben Milch. Die Schiffe bringen Erz. In den Städten liegt Leinen und buntes Gewand. Wir wollen in Italien bleiben.«

»Ist das dein letztes Wort?« fragte Spartakus.

»Es ist mein letztes Wort, Bruder«, sagte Gannikus und wandte sich zum Gehen.

»Korn wächst«, rief Spartakus, »aber das römische Heer wird es zerstampfen. Von italischem Wein werdet ihr nicht mehr trinken werden, aber der Feind wird trinken werden von eurem Blut. Buntes Gewand werdet ihr nicht mehr aus Städten rauben, sondern eure blutenden Leiber werden als buntes Gewand die Erde decken.«

Spartakus stand in düstrem Sinnen. Dann stieg er langsam von der Anhöhe herunter. Der junge Sklave trat auf ihn zu und ergriff seine Hand.

»Wer bist du?« fragte Spartakus abwesend.

»Ein Kampfgenosse.«

»Willkommen, Kampfgenosse. Bist du gekommen, die Freiheit zu suchen?«

Der Sklave nickte. Spartakus legte die Hand auf das Haupt des Jünglings und sah ihn ernst und traurig an. Dann riß er sich aus seinen dunklen Träumen, gab Befehle, nahm Meldungen entgegen und verschwand im Gewühl.

Drei Tage später kam ein staub- und schweißbedeckter Bote ins Lager mit blutunterlaufenen entsetzten Augen und verlangte, den Führer zu sprechen.

»Willst du Verstärkung?« rief Spartakus. »Oder ist es zu spät?«

»Es ist zu spät. Gannikus und seine 12 000 Genossen liegen erschlagen in der Ebene. Keiner floh und keiner wurde verschont.«

»Oh, ihr verblendeten Brüder«, rief Spartakus. »Frei wolltet ihr sein und wart die Sklaven eurer Beutegier. Die käufliche Hure Rom hat euch vergiftet. Der römische Kaufmannsgeist hat euch besiegt. Die Hand eines verwesenden Leichnams hat euch erschlagen. Wir konnten Rom in unsere Hand bekommen, wir konnten das feige, käufliche Herrengesindel niederschlagen und den Geist der Verwesung besiegen. Wir konnten über der Leichstatt des verfaulten Rom den Staat der Freiheit und Arbeit gründen. Nun aber sind wir mit an den Wagen des Todes gekettet, der Besiegte und Sieger zermalmen wird.«



Das Haupt des Spartakus sank auf seine Brust. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Aber nur wenige Augenblicke stand er so, vom Schmerz um die gefallenen verblendeten Brüder überwältigt. Dann riß er sich zusammen, schickte Späher aus und ordnete das Heer zum Rückzug ins Gebirge.

Eine Woche nach der Vernichtung des keltischen Sklavenheeres kämpfte Spartakus mit seinen Genossen den letzten Kampf. Von den mächtigen römischen Legionen eingeschlossen, verblutete das Sklavenheer. Der junge Wanderer kämpfte an der Seite des Führers.

Schwer verwundet in die Knie gebrochen, schleuderte Spartakus noch einmal den mächtigen Speer gegen die verhaßten Unterdrücker. Und ehe der Tod ihn überwältigte, wandte er das Gesicht dem jungen Kampfgenossen zu und sprach: »Wir sterben und werden doch leben. Wir sinken in die Erde und werden doch wiederkommen. Solange die Erde Sklaven trägt, wird Spartakus auferstehen und kämpfen.«

✱

»Was für schreckliche Phantasien muß der Junge haben«, hörte Karl die Mutter sagen.

»Ich glaube, der Junge macht's nicht mehr lange«, flüsterte der Vater.

»Ich werde leben«, sagte Karl leise und schlug die Augen auf, »aber ich muß noch viele Tode sterben.«

Dann richtete er sich steif im Bette auf, sah starr auf einen Fleck und rief: »Seht ihr vieltausend Kreuze aufgerichtet auf der Straße nach Rom? Und an jedes Kreuz haben sie einen gefangenen Sklaven genagelt.«

Als er das gerufen hatte, sank er mit geschlossenen Augen um.

Bei den Eskimos

Das Flügelpferd drehte den klugen Kopf nach seinem Reiter um. »Heute nacht kein Blut«, sagte es leise zu sich selbst. »Es wird zuviel für seinen Kopf. Diesmal wird er etwas Schönes erleben. Kälte schadet ihm nicht. Wenn er ein Eskimo ist, wird er Kälte vertragen. Und für sein Fieber ist Abkühlung gut.«

Was das Pferd uns verraten hat, das geschah. Karl war ein Eskimojunge, ein richtiger Eskimojunge mit einem dicken Fell. Wäre er das nicht gewesen, so hätte er geglaubt, er wäre unter Seehunde und Bären geraten, denn rings um ihn steckten die Menschen in Bären- und Seehundsfellen.

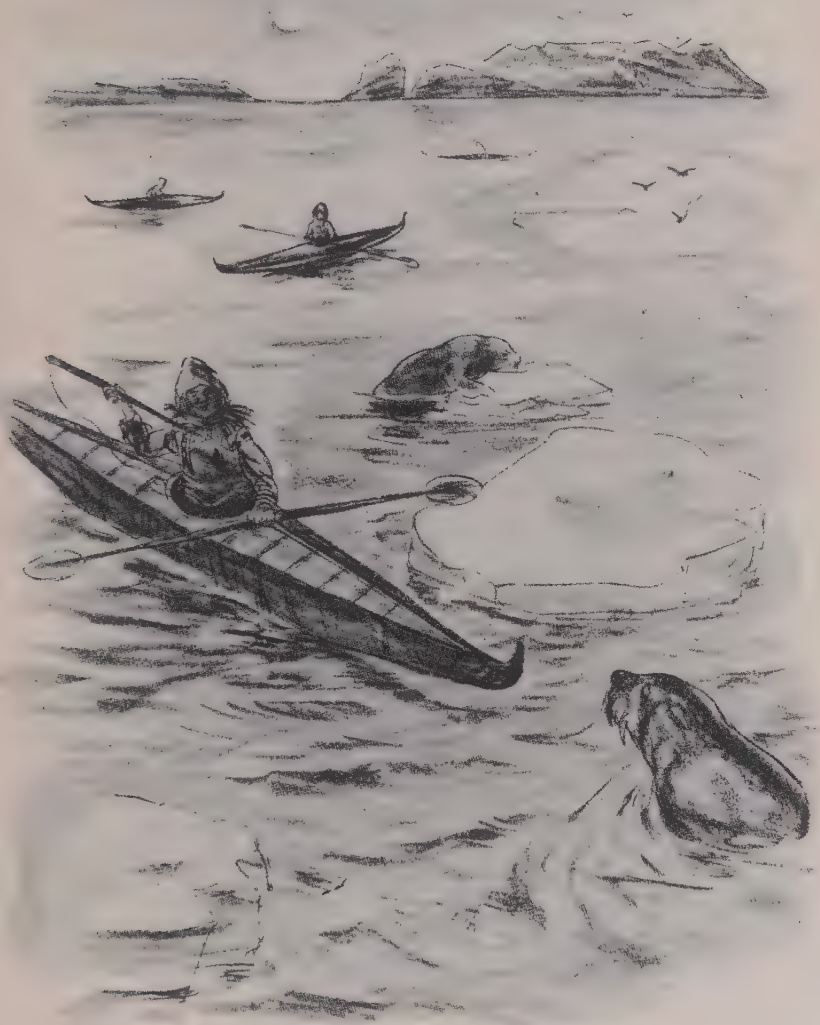
Ihr wißt doch, in Grönland ist es furchtbar kalt. Da schmelzen Eis und Schnee Sommer und Winter nicht, da bauen sich die Menschen, die dort wohnen, die Eskimos, Hütten aus Schnee. In den Schneehütten ziehen sie ihre dicken Fellkleider aus und wärmen sich an den Tranlampen. Nähren tun sie sich von Seehunden, Seelöwen und Fischen, die sie im Eismeer fangen, in den südlicheren Teilen auch von Rentieren. Andere Nahrung haben sie nicht, denn es wächst nichts unter Schnee und Eis, kein Gras, keine Viehweide, kein Korn für Brot. Die einzigen Haustiere, die sie haben, sind Hunde. Die spannen sie vor ihre kleinen Schlitten.

Nur im Süden von Grönland schmilzt der Schnee für kurze Zeit, und da wächst etwas Gras. Dort gibt es Rentiere, die sind so ähnlich

wie Hirsche. Und Moschusochsen und Vögel gibt es dort. Dort jagen die Eskimos diese Tiere und essen ihr Fleisch. Und am liebsten essen sie den Rentiermagen, in dem Gras und Kräuter sind, denn anderes Gemüse wächst bei ihnen nicht. Aber nun wollen wir sehen, wo unser Karl geblieben ist. Wandert er vielleicht auf den kahlen grönländischen Bergen? Oder über die ewigen grün schimmernden Eisgletscher, die von den Bergen hinunter bis ans Meer gelagert sind? Oder stapft er mit mächtigen Seehundstiefeln über die endlosen Schneefelder? Nein, nirgends ist er zu sehen.

Aber seht dort auf das aufgetaute Eismeer, das die Küsten Grönlands umspült. Der lange dunkle Winter ist vorüber. Die Sonne scheint hell auf das Meer. Wird er vielleicht auf dem Meere sein? Es ist kein Dampfschiff zu sehen, kein Segelschiff, kein Ruderboot, wie wir es kennen. Aber was ist das? Sind das Meerkobolde? Sind das Wasserbären? Da schwimmt ein schwarzer Strich, und aus dem Strich guckt ein Menschenkopf und -rumpf. Das ist ein Eskimo in seinem Fellboot, dem Kajak. Seht, das Boot ist nur einen halben Meter breit. Es ist aus Holzplanken und ganz mit Seehundsfell überzogen und oben mit Seehundsfell fest geschlossen. Nur ein rundes Loch ist in der Mitte. Da sitzt der Mann drinnen mit Seehundsfelljacke und Mütze. Der Mann mit seiner Jacke schließt das Loch ganz ab, so daß kein Wasser von oben ins Boot dringen kann.

Neben sich hat er die Harpune liegen, eine scharfe Spitze aus Wal-fischknochen an einem starken Holzspeer. An der Harpune ist eine Leine mit einer Schwimmblase befestigt. Auch ein Messer hat er neben sich liegen und einige Lanzen. Er rudert mit einem schmalen Doppel-ruder. Das sind zwei Ruder aus einem Stück. Das ist Karl, der dort rudert. Unter der Fellmütze ist er noch deutlich zu erkennen. Nicht weit von ihm rudert sein Vater, und weit verstreut rudern andere Seehundsfänger in ihren Kajaks. Aber jetzt rudern Vater und Sohn auseinander. Karl ist siebzehn Jahre alt. Da kann er schon seinen Seehund alleine jagen. Er fährt doch seit vielen Jahren mit aufs Meer. Ja, vorige Woche, als ein Seelöwe auftauchte — fünf Meter lang war das Ungeheuer und



kam durchs Wasser herangefaut wie eine D-Zug-Lokomotive —, da hat er den Vater zu Hilfe gerufen. Aber mit den Seehunden nimmt er's schon alleine auf.

Karl späht nach allen Seiten. Da auf einmal, fünfzig Meter entfernt, taucht ein blaugrauer Seehundskopf aus dem Wasser. Karl rudert in der Richtung so leise als möglich. Noch hat der Seehund ihn nicht bemerkt und liegt ruhig auf dem Wasser. Doch jetzt bemerkt er das Ruder und sieht mißtrauisch auf die Stelle. Sofort hört Karl auf zu rudern und hält unbeweglich. Der Seehund beruhigt sich, wirft den Kopf zurück und sonnt sich. Da rudert Karl blitzschnell heran und schleudert die Harpune gegen den Seehund. Die Harpune dringt dem Tier durch Haut und Speckschicht ins Fleisch. Der Seehund peitscht wie rasend mit dem Hinterteil das Wasser, daß es wild aufschäumt, und stößt in die Tiefe. Aber die Fangleine mit der Schwimmblase zeigt Karl, wo das Tier ist. Karl rudert dem verwundeten Tier nach, eine Lanze in der Hand. Da taucht der Seehund wieder auf und will sich gegen das Boot stürzen. Mit aufgesperstem Rachen schießt er durch die Wellen, daß das Wasser braust. Aber Karl faßt die Lanze fest und stößt sie dem Tier in den Rachen. Das Tier bäumt sich brüllend hoch auf. Karl stößt ihm eine zweite Lanze in den Leib, und das Tier ist tot. Jetzt macht Karl Harpune und Lanze aus dem Fleisch des Tieres los und bindet das Tier an dem Kajak fest.

Karl späht nach weiteren Seehunden aus. Da sieht er, daß der Himmel sich verdunkelt. Große dunkle Wolken ziehen von Süden herauf. Ein Brausen geht über das Meer. Karl weiß, das bedeutet Sturm. Er wendet sich zur Heimfahrt. Bald rudert der Vater neben ihm. Der Vater hat zwei Seehunde erlegt. Die sind rechts und links am Kajak angebunden. Bald sind noch andere Seehundsfänger neben ihnen. Manche haben nichts erbeutet. Manche schleppen einen Seehund mit sich. Alle rudern so schnell sie können dem weit entfernten Ufer zu. Der Sturm heult. Das Meet türmt sich zu ungeheuren Wellen auf, die brausend niederstürzen.

Jetzt kommt ein riesiger schwarzer Wasserberg mit weißen Schaumkronen den Ruderern entgegen. Die werfen den Oberkörper nach vorn und stürzen sich in den Wasserberg. Das Wasser schäumt über sie hin. Für kurze Zeit sind alle verschwunden. Bald tauchen sie wieder

auf. Jeder sieht sich nach den Kameraden um. Sie sind alle da. Ein neuer Wasserberg kommt und verschlingt die winzigen Boote und Menschen.

Wieder tauchen die unerschrockenen Seefahrer aus dem Wasserschlund auf, doch nicht mehr alle. Zwei sind gekentert. Man sieht nur die Kiele über dem Wasser. So schwer auch jeder zu kämpfen hat, so gefährdet auch das Leben jedes einzelnen ist, keiner denkt daran, sich allein in Sicherheit zu bringen. Dem Eskimo ist Kameradschaft mehr als ein leeres Wort. Jeder bemüht sich um die Gekenterten. Man reißt die Boote herum. Die Geretteten rudern wieder neben den Kameraden. Das Ufer kommt näher. Manchem fängt die Kraft an nachzulassen auf der furchtbaren Fahrt durch die heulenden Wasserberge, aber diesmal erreichen alle das Ufer.

Die Boote und die Seehunde werden ans Land gezogen. Mit Freudengeschrei stürzen die Frauen und die Kinder herbei und begrüßen die Heimgekehrten. Die Frauen zerlegen die Seehunde. Wer keinen gefangen hat, bekommt große Stücke von der Beute der anderen ab und nimmt sie nach Hause. Keiner sättigt sich, wenn er weiß, daß andere hungern. Jeder teilt sein letztes Stück mit den Nachbarn und Kameraden.

Die Frauen bringen das Seehundsfleisch nach Hause in die kleinen runden Erdhütten, die im südlichen Grönland halb unter der Erde sind. Der Vater und Karl haben die nassen Kleider zum Trocknen aufgehängt, sitzen jetzt vor der Schüssel und essen mächtige Stücke Seehundsspeck und -fleisch.

DAS FEST

Vor der Hütte stand Karl in seinem Fellkleid und lachte und strahlte übers ganze Gesicht. Er war immer fröhlich, aber heute war er's noch ganz besonders, denn heute war ein Festtag.

Das sah man auch Karls Vater an, der eben aus der Hütte trat. Er trug ein prachtvolles Eisbärfellkleid, Fellmütze und Stiefel aus Seehundsfell. Er war der Klügste und Stärkste unter den Männern seines Stammes. Er hatte mehr Rentiere, Eisbären und Seehunde erlegt als die anderen Eskimos und hatte viele Felle und Fellkleider. Er war auch weit herumgekommen, hatte Schmuck, viele Geräte, wie sie die Eskimos brauchen: Harpunen, Speere für die Walfisch- und Seehundsjagd, Messer und Hausgeräte, mit Stickereien verzierte Felle und Tranlampen aus Speckstein.

Aber ein Eskimo ist nicht gern reicher als seine Brüder. Hat er in Jahren viele Sachen gesammelt, so ruft er eines Tages die Stammesgenossen zusammen und bittet sie, alle Schätze unter sich zu teilen.

Solch ein Tag war heute. Und darum freute sich der Junge. Die vielen Sachen, die in der Hütte gelegen hatten, sollten nun benutzt werden. Nun würde alles lebendig werden. Mit den Steinkugeln würden seine kleinen Freunde spielen. In den prächtigen Fellkleidern würden die Jagdgenossen des Vaters sich wärmen. Die armen Walfischjäger, die keine Speere mehr hatten, würden sich Speere aussuchen. Und die Sonne, die nach langer Nacht wieder schien, würde fröhliche Menschen bescheinen.

Der Junge machte einen hohen Freudensprung. Das sah fast aus, wie wenn ein Igel in die Luft geworfen wird. Und da kamen auch schon die ersten geladenen Gäste, ein Eskimo mit seiner Frau. Die trug eine Unterjacke aus Vogelhäuten, oben mit schwarzem Hundefell eingefast. In der Kapuze auf ihrem Nacken trug sie ein kleines Kind. Das ließ es sich wohl sein in seinem warmen Beutel und krächte vergnügt. Ein paar größere Kinder liefen neben den Eltern her.

Bald kamen von Norden, Süden, Osten und Westen andere Geladene. Und als alle versammelt waren, trat der reiche Eskimo, schön gekleidet, unter sie und sprach: »Liebe Stammesgenossen und Freunde, das Glück ist mir immer günstig gewesen. Ich habe Eisbären und Seehunde erlegt und ihre Felle erbeutet. Mit Waffen und Geräten bin ich reichlich versehen. Was sollen die vielen Dinge in meiner Hütte? Sie

sind tot. Wenn meine Brüder und Freunde sie tragen, werden sie leben und euch und mir Freude machen. Sollte ich selbst einmal nackt und bedürftig sein, so werdet ihr mich kleiden und nähren, wie es sich unter Menschenbrüdern ziemt, die beieinander auf dieser Erde unter der Sonne leben. Darum ziehe ich jetzt mein Festgewand aus und gebe es euch. Ein altes Fell nur will ich behalten, damit ich unter der Kälte nicht leide.«

Als er so gesprochen hatte, schüttelten die anderen ihm freudig die Hand und drückten ihre Zustimmung aus.

»Gute Worte sprichst du«, sagte ein alter Eskimo. »So war die Sitte immer in unserm Volk, und solange Menschen über die Schneefelder ziehen und Hütten bauen, soll es so bleiben. Daß einer den anderen nähre und kleide und ihm brüderlich helfe, ziemt sich für Menschenbrüder, die beieinander auf dieser Erde unter der Sonne leben.«

Der reiche Eskimo ging in seine Hütte, zog das Festgewand aus und kleidete sich in ein altes Fell. Dann wurden alle Sachen aus der Hütte geholt und draußen ausgebreitet. Die Stammesgenossen betrachteten und prüften die Sachen. Jeder sagte, was er nötig hatte, und der Älteste verteilte die Gegenstände, wie es am besten war.

Als die Sachen verteilt waren, wurde ein erlegter Seehund vom nahen Meer herbeigeschleppt. Jeder nahm mit Messer und Händen so viel Seehundsfleisch, als er verzehren konnte. Sie sättigten sich alle, Männer, Frauen und Kinder, und wurden sehr fröhlich. Sie sangen, jubelten und tanzten. Am Abend gingen sie auseinander, jeder in seine Hütte, und nahmen die Geschenke mit. Der reiche Eskimo, der nun der ärmste war, nahm seinen Sohn bei der Hand, und sie gingen zufrieden in der Hütte zur Ruhe, während die frohen Rufe der heimziehenden Gefährten zu ihnen herüberklangen.

*

»Das fette Seehundsfleisch hat mich kräftiger gemacht«, sagte Karl zu seiner Mutter. Die Mutter seufzte, legte ein nasses Tuch auf Karls Stirn und sagte leise: »Wann wird das anders werden?«

Karl lächelte friedlich unter dem weißen Tuch und blinzelte dem weißen Pferdekopf zu, der ihm aus der dunklen Zimmerecke entgegennickte.

Deutscher Bauernkrieg

1. PRIESTER UND GESELLE AUF DER WANDERUNG

Was das weiße Flügelpferd mit Karl gemacht hat, weiß ich nicht. Aber wir finden Karl wieder, wie er vor vierhundert Jahren im Jahre 1525 als Bote der aufständigen Bauern durch Deutschland zog. Er hatte im Südschwarzwald unter den Bauern als aufrührerischer Priester gepredigt und gekämpft. Die Bauern waren dort nach langen Kämpfen von ihren Unterdrückern, den Rittern und Fürsten, besiegt worden, und Karl wanderte jetzt mit einem Kampf- und Glaubensgefährten, einem jungen Tuchmachergesellen, nach Norden. Sie wandten sich nach Hessen, wo Unruhe und Unzufriedenheit unter den Bauern herrschte wie überall in Süd- und Mitteldeutschland. Geheime Boten wanderten durch das ganze Land bis nach Tirol und Steiermark hinunter und erhielten die Verbindung zwischen den Bauern.

Die beiden Wanderer waren wie Handwerksburschen gekleidet, und Karl trug einen großen Hut auf dem Kopf, weil man seinem Kopf noch ansah, daß er einmal wie der Kopf eines Priesters geschoren gewesen war. Ihr wißt doch, die katholischen Priester und Mönche müssen ihr Leben lang Priester und Mönche bleiben und dürfen auch nicht heiraten.

Der Priester Karl und der Tuchmachergeselle marschierten auf einer hessischen Landstraße. Da begegnete ihnen in brauner Kutte, mit einem Strick gegürtet, hölzerne Sandalen unter den Füßen, ein Bettelmönch. Der zog durch das Land und bettelte um Nahrung für sich und

um Pfennige für sein Kloster, in dem viele Mönche zusammen wohnten, Kirchenlieder sangen und Bücher schrieben. Das Land, das zum Kloster gehörte, hatten sie in früheren Jahren selbst bebaut, jetzt wurde es von Bauern bebaut, die leibeigen waren, das heißt, die Bauern gehörten dem Kloster wie die Häuser und Scheunen und mußten für das Kloster arbeiten wie die Ochsen und Pferde.

Der Mönch bettelte die Handwerksburschen um eine Gabe an, und sie gaben ihm einen Kupferpfennig und ein Stück Brot, um nicht Verdacht zu erregen.

»Habt Dank im Namen unseres Herrn Jesus Christus«, sagte der Bettelmönch. »Ihr seid fromme Burschen. Möge der Herr eure Arbeit und euer Tun segnen.«

»Das hoffen wir auch, frommer Bruder«, sagte der Geselle, »daß der Herr unser Tun und Vorhaben segnen möchte.«

»Was seid ihr für Leute? Welchen Beruf habt ihr?« fragte der Mönch, der nun mit ihnen die Landstraße entlangwanderte.

»Ich bin ein Tuchmachergeselle, und mein Kamerad ist ein Schneider.«

»Dacht ich's mir doch«, sagte der Mönch, »weil ihr so zarte Hände habt. Tuchmacher und Schneider sind geschickte, tüchtige Leute. Aber es darf nicht zuviel Tuchmacher und Schneider geben. Sonst werden die Menschen zu irdisch und stolz und schmücken sich mit buntem Tuch und neuen Gewändern wie Pfauen und sind voller Eitelkeit und denken nicht mehr an die himmlische Seligkeit und an die höllischen Strafen und vergessen ihre Seele und denken nur noch an ihren Leib und seinen vergänglichen Schmuck.«

»So, so«, sagte Karl, »du denkst an nichts weiter wie an Gott und die himmlische Seligkeit?«

»Ich denke Tag und Nacht an das Elend der Welt und an die Freuden des Himmels«, sagte der Mönch.

»Und darüber vergißt du das Arbeiten«, sagte der Tuchmacher.

»Ich lebe in Armut, wie ihr seht, trage eine ärmliche Kutte und einen Strick um den Leib und bettle zur Ehre Gottes.«

»Du magst ehrlich sein und ein armer Teufel«, sagte Karl. »Aber viele von deinen Brüdern sind ganz anders. Die fressen und saufen und bedrücken das Volk und lassen die armen Bauern für sich arbeiten und schinden sie zur Ehre Gottes schlimmer wie das Vieh.«

»Was seid ihr für Kerle?« rief der Mönch. »Ihr seid wohl solche, die herumziehen und reden und das Volk aufwiegeln?«

»Wir wiegeln das Volk nicht auf«, sagte Karl. »Euer Leben wiegelt das Volk auf, das Fett eurer Priester, die Faulheit eurer Mönche, die Räubereien der Fürsten und der Ritter wiegeln das Volk auf.«

»Kommt in mein Kloster und seht, wie arbeitsam und mäßig wir da leben«, sagte der Mönch.

»Es mag wohl noch hie und da ein Kloster geben, wo man arbeitsam und mäßig lebt. In früheren Zeiten da war es so, das weiß ich wohl. In früheren Zeiten haben die Mönche das Land bebaut und in Büchern studiert und schöne Schriften angefertigt. Da haben sie den Bauern und den Armen nicht ihr Gut geraubt, haben Kranke gepflegt und mit den Notleidenden ihr Brot geteilt. Aber das ist lange her. Damals wart ihr fromme Schafe. Jetzt seid ihr räuberische Wölfe und fettes Mastvieh geworden.«

»Wie gottlos und vermessen seid ihr«, rief der Mönch. »Wenn auch nicht alle Priester und Mönche Heilige sind, wenn sie auch manchmal sündigen, ihr habt darüber nicht zu reden und zu richten. Die Kirche ist von Gott eingesetzt. Das Volk hat zu schweigen, zu gehorchen und zu beten.«

»Sollen die Priester nicht die Liebe Christi lehren anstatt Saufen, Fressen und Leuteschinden«, sagte Karl. »Hat Christus nicht die Armen geliebt und beschützt und den Übermut der Reichen und Mächtigen gegeißelt? Aber was tut ihr Priester und Mönche? Schützt ihr die armen Bauern, die den großen Herren Frondienste tun müssen? Die Bauern müssen das Land der Herren bearbeiten ohne Lohn und geraten dadurch in Elend und Knechtschaft und leben schlechter als das Vieh. Die großen Herren haben den Bauern ihr Gemeindeland geraubt, das allen gemeinsam gehörte und wo die Bauern ihr Vieh weide-

ten. Die Wälder haben sie den Bauern weggenommen und die Flüsse und Seen gesperrt. Nicht mehr jagen und fischen dürfen die Bauern. Und ihr Priester, ihr Diener von Jesus Christus, tretet ihr wie Christus, den ihr predigt, gegen die gewalttätigen Menschenkinder auf? Nehmt ihr die armen Bauern in Schutz? — Nein, im Gegenteil. Immer macht ihr gemeinsame Sache mit den großen Herren, und ihr selber bedrückt die Bauern ebenso und beraubt sie ihres Landes und ihrer Rechte. Eure Bischöfe und Äbte sind die größten Räuber und Volksbedrucker ebenso wie die Fürsten.«

Während sie dieses Gespräch führten, waren sie in die Nähe einer Stadt gekommen. Außerhalb der Stadt lag ein großes Kloster, von Wiesen und Wäldern umgeben, die dem Kloster gehörten. Große Viehställe, Getreidespeicher und Heuschober waren in der Umgebung des Klosters zu sehen.

Aus dem Kloster bewegte sich eben ein Zug nach der Stadt. Der Abt des Klosters sollte in der Stadtkirche Gottesdienst abhalten. Der Abt war ein ungeheuer dicker Mann. Er hatte die Gestalt eines mächtigen Weinfasses, und die Füße waren kaum stark genug, den schweren Körper zu tragen. Der fette Abt war mit den prächtigsten Kleidern bedeckt. Der Überwurf aus schwerer Goldstickerei glänzte und schimmerte in der Sonne, daß einem fast die Augen weh taten. Neben und hinter dem Abt gingen noch einige Priester, die alle dick und rotbäckig aussahen und auch kostbare Gewänder trugen.

Im Straßengraben hockten ein paar Bauernkinder, schmutzig, in Lumpen gekleidet, mit elenden bleichen Gesichtern. Sie blickten gleichgültig auf den Zug der Priester. Manche standen auf und küßten Hand und Rocksaum des dicken Abts.

Karl zeigte mit der Hand auf dieses Bild und sagte: »Habe ich gelogen, oder habe ich die Wahrheit gesprochen?«

Der Bettelmönch senkte den Kopf, seufzte und sagte: »Was die Kirche tut, ist wohlgetan. Ihr seid ungläubige unwissende Menschenkinder.« Dann ging er schnell und leise von den Handwerksburschen fort und schloß sich dem Zuge der Priester und Mönche an.

2. IM WALD

Die Handwerksburschen gingen nicht in die Stadt, obwohl die Kirchenglocken laut läuteten und alle Menschen zum Besuch der Kirche einluden. Sie gingen in einem Bogen um die Stadt herum und waren nun im Gebiet des Landgrafen von Hessen.

Die Landstraße führte durch ein Eichenwäldchen. Aus dem Wald kam jämmerliches Geschrei. Ein paar Bauernjungen stürzten schreiend aus dem Wald und trieben mit angstvollen Gebärden fünf Schweine vor sich her. Ein Waldaufseher mit einem riesigen Knotenstock lief hinter ihnen her und schlug mit dem Stock auf die Jungen ein.

»Ich werde euch lehren, die Schweine in den landgräflichen Eichwald treiben und den Wald zugrunde richten, ihr dreckiges Bauerngesindel«, schrie er die Jungen an.

»Die Schweine tun dem Wald keinen Schaden«, sagten die Jungen. »Sie fressen nur die Eicheln. Womit sollen wir die Schweine füttern? Haben keine Kleie und nichts.«

»Habt ihr kein Futter für die Schweine, braucht ihr auch die Schweine nicht. Ich habe euch das vorige Mal gesagt, wenn ich euch noch einmal antreffe, sind die Schweine mein.« Nach diesen Worten trieb er mit starken Stockschlägen die schreienden Jungen fort, die mit Mühe ein Schwein mit sich fortnahmen. Die anderen Schweine trieb er lachend und fluchend vor sich her in den Wald zurück.

Ein altes Bauernweib humpelte an einem Krückstock heran, ballte die Fäuste gegen den Waldhüter und rief: »Du Lump, du Räuber und Räubersknecht, unsern Wald habt ihr gestohlen, und nun stehlt ihr die Schweine dazu.«

Der Waldhüter drehte sich lachend um und rief: »Schrei nicht so, sonst fällt dir dein letzter Zahn aus, alte Hexe!«

»Wart', daß wir dir nicht den roten Hahn aufs Dach setzen, Schinderknecht! Wart', daß wir dich nicht am Spieß braten wie ein Schwein, du Schweineräuber und Teufelssohn! Auch für euch schlägt einmal die

Stunde des Gerichts. Weißt du nicht, daß die Bauern aufstehen im ganzen Reich gegen die räuberischen Fürsten und die gottlosen Pfaffen«, schrie die Alte, wandte sich dann zu den Wanderern und sagte: »Der Wald war Gemeindeland von unserer Dorfgemeinde, solange ich lebe, und seit den ältesten Zeiten hat jeder seine Schweine in die Eicheln treiben können. Hat in früheren Zeiten, wie mein Großvater noch lebte, auch jeder Bauer hier jagen und fischen dürfen. Dem Wald hat's keinen Schaden getan. Den haben wir gehütet wie einen Garten. Aber da haben die großen Herren, die großen Räuber, gemeint, solch schöner Wald wär zu schade für Bauernvolk. Haben hohe Steuern ausgeschrieben, die wir zahlen sollten. Aber die konnten wir nicht zahlen. Da haben sie uns den halben Wald genommen. Dann haben sie neue hohe Steuern ausgeschrieben, die konnten wir wieder nicht zahlen. Wo sollen wir das Geld hernehmen? Sollen wir's uns aus dem Fleisch schneiden? Da haben sie ein alt gelb Papier herausgesucht, da haben die Schreiber hineingemalt, daß das halbe Wiesenland ihnen auch gehört. Die Räuber! Die Schufte! Unsre Hütten zerfallen. Unsre Kühe geben keine Milch. Unsre Kinder verhungern im Mutterleib. Verhungern müssen wir oder gegen die Räuber ziehen. Schlimmer wie die Heiden und Türken sind unsre Fürsten und Pfaffen, machen das eigene Volk zu Bettlern und Lumpen, haben die freie Bauernschaft zu Knechten gemacht. Aber wenn's losgeht gegen die Wölfe und Schinder, dann zieh ich mit meinem Krückstock voran. Die Augen kratz ich ihnen aus. Die Gurgel schneid ich ihnen ab. Wie sie kein Erbarmen haben und kein Recht kennen, will ich auch kein Erbarmen haben.«

Ein paar Holzfäller, die Äxte über den Schultern, waren hinzugekommen und hörten mit an, was die Alte sprach. »Es ist wahr, was sie sagt«, sagte der eine Holzhauer. »Aber was soll man machen? Wir sind armes Volk, haben kein Recht und keine Macht. Jeder schindet uns. Jeder schröpft uns. Man muß es schon dulden, wird wohl immer so gewesen sein.«

Ein junger Holzfäller wog die Axt in der Hand und sagte: »Ich mein, solche Axt könnte noch zu anderem gut sein als zum Bäume fäl-

len. Das haben die Bauern nun gelernt. Man hört ja, wie sie sich zusammenrotten und kämpfen in Baden und Württemberg, in Bayern und Franken. Was die dort unten können, können wir wohl auch. Wer weiß, wie bald auch hier der Himmel rot wird vom Feuer der brennenden Schlösser in Hessen und Thüringen und im Harz.«

Der alte Holzfäller schüttelte den Kopf und sagte: »Da wird nichts Gutes draus kommen als Elend und Tod. Das arme Volk muß leiden und fronden. Das ist immer so gewesen.«

»Es ist nicht immer so gewesen, Freund«, sagte der entlaufene Priester, unser Karl. »Früher waren die Bauern im ganzen deutschen Land freie Männer. Keiner durfte ihnen befehlen. Keiner durfte ihnen Steuern auflegen oder gar Fronarbeiten von ihnen verlangen.

Sie zahlten freiwillig der Kirche ihre Pfennige für Wegebauten. Ein blühender, geachteter Stand war der Bauernstand, und keine Knechte gab es unter ihnen. Aber die Fürsten und Ritter und Pfaffen haben unter ihnen gewüstet wie die Pest, haben ihnen Steuern auferlegt, haben sie um ihr Land betrogen, haben ihr Vieh geraubt und sie zu Frondiensten gezwungen. Aus einem freien fröhlichen Volk haben sie armselige Sklaven gemacht, deren Not und Elend zum Himmel stinken. Da hat die Bauern Verzweiflung gepackt, und sie erheben sich überall gegen ihre Bedrücker.«

»Ja, so ist es«, sagten die Holzfäller, »aber es ist ein hart und gefährlich Stück Arbeit und kostet viel Blut. An manchen Orten haben sie die Bauern grausam und blutig zusammengeschlagen.«

»Die Herren sind immer grausam und ohne Erbarmen, wenn ihre Knechte gegen sie aufstehen. Wir wollen nicht grausam und blutdürstig sein wie die Herren, denn wir wollen das Gottesreich auf Erden gründen. Aber wo den Menschen das Blut ausgesogen wird, alle Tage und alle Stunden, da kommt's auf einen Beilschlag und auf ein brennendes Gutshaus nicht an. Wir wollen den blutigen Herrengest ausrotten. Dazu müssen wir den Herren ihre Macht und Gewalt nehmen und zunichte machen ihre steinernen Burgen, ihre Waffen und ihr Gold, womit sie das Volk fesseln und schinden.«

Karl nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Da blickte die Alte scharf auf seinen Kopf und sagte: »Wie schaut denn dein Haar aus? Bist wohl ein Priester? Bist wohl ein Wolf im Schafpelz, ein Spion?«

»Hab keine Sorge, Mutter«, sagte der junge Priester. »Man hat mich wohl zum Priester gemacht. Aber ich hab erkannt, wie sie ungöttlich sind in ihrem Tun und gegen den Geist verstoßen, den Jesus Christus gelehrt hat. Darum hab ich den Herren, Fürsten und Pfaffen den Dienst abgeschworen. Nur dem wahren Geist Gottes will ich dienen, nicht dem falschen Geist, den die heuchlerischen Priester lehren. Nicht um Gold und Gewand und Brot predige ich und streite ich, sondern um der Liebe und Gerechtigkeit willen. So ist mein Platz nicht bei den Herren und Bedrückern, sondern bei den Bauern und allen Bedrückten. Eure Sache ist meine Sache. Mit euch will ich leben und kämpfen und sterben. Das schwöre ich bei allem, was mir heilig ist.«

Die Holzfäller faßten seine Hand und drückten sie. »So du's ehrlich meinst, sollst du uns willkommen sein. Es sind Ehrliche unter euch, das wissen wir wohl. Da ist Thomas Münzer aus Mühlhausen, ein Priester wie du, aber keiner, der um das goldne Kalb tanzt wie die anderen und vor den Großen katzbuckelt und Gottes Wort verkauft und in Schmutz tritt.«

»Unser Bruder ist Thomas Münzer«, rief ein junger Holzfäller mit blitzenden Augen, »unser Freund und Genosse. Sein feurig Wort fährt wie ein Blitzstrahl durch das Land nach Süden und Norden. Wo es zündet, da flammen die Schlösser und rauchen die Klöster, da steht das geknechtete Volk auf und schlägt die Bedrucker. Münzer hat heimliche Botschaft gesandt an alle waffenfähigen Männer, daß sie zu ihm stoßen sollen vor der dritten Nacht.«

Der junge Priester ergriff die Hand des Holzfällers und sprach: »Auch ich bin auf dem Wege zu meinem Bruder Thomas Münzer, der um der Liebe willen das Schwert ergriff, dem Gott das Herz entzündet hat für die Sache der Wahrheit und des Lichts, für die Sache des Volks und der Freiheit.«

»Bist du ein Bote?« fragte der junge Holzfäller. »Und von wo kommst du?«

»Ich komme aus Schwaben«, sagte der Priester, und sein Gesicht verdunkelte sich. Sein Kopf sank plötzlich mit einem Schluchzer herab, und er bedeckte die Augen mit der Hand.

»Was ist dir, Bruder?« fragten die Holzfäller.

»Meine Augen haben viel grausame Dinge geschaut«, sagte der Priester. »Die Menschen sind reißender als die Wölfe und blutdürstiger als Tiger. Wahrlich, die Heiden und Juden, von denen die Bibel berichtet, waren milder als unsre christlichen Fürsten und Pfaffen. Aber wir wollen unser Gemüt nicht verdüstern mit dunklem Gedenken; wir wollen uns aufmachen, daß wir zu unseren Brüdern stoßen vor der dritten Nacht. Auf stillen Wegen, durch Wälder und Sümpfe wollen wir gehen. Und jeder nehme mit, was er an Waffen hat, Axt, Sense und Feuerbüchse.«

Nach diesen Worten schüttelten sie einander die Hände, nahmen Abschied und versprachen, vor der dritten Nacht bei Frankenhausen zwischen dem Kyffhäuserberg und Schmückegebirge im Lager des Bauernführers Thomas Münzer sich wieder zusammenzufinden. Und sie machten sich auf und zogen auf getrennten Wegen durch die Nordspitze des Thüringer Waldes über die Flüsse Werra und Unstrut durch das gebirgige Waldland.

Wo sie durchkamen, war die Bauernschaft in Bewegung. Denn die Not und Empörung war überall groß, und die Münzerischen Boten durchzogen das Land.

3. DIE LANDSKNECHTE

Unsere beiden Handwerksburschen wanderten am nächsten Morgen auf der Landstraße, die nach Nordosten führte. Da hörten sie lautes Singen und Lachen und sahen vor sich vier Landsknechte marschieren,

in bunten geschlitzten Jacken mit eng anliegenden Strümpfen und Hosen und federgeschmückten Hüten. Zwei trugen Schwerter und lange Spieße, zwei Feuerbüchsen, aus denen sie mit Pulver und Schrot schießen konnten, und kurze Schwerter. Sie schritten tüchtig zu, aber die Handwerksburschen holten sie ein.

»Grüß Gott, lustige Landsknechte!« rief Karl. »Wohin so eilig marschierst und so lustig am frühen Morgen?«

»Grüß Gott, lustige Handwerksgesellen!« sagten die Landsknechte. »Warum sollen wir nicht lustig sein? Haben Handgeld bekommen und haben einen guten Morgentrunck im Bauch. Warum sollen wir nicht eilig sein, wenn der Landgraf auf uns wartet? Der Landgraf ist ein mächtiger Herr und kann Sold zahlen.«

»Das glauben wir wohl. Aber wozu braucht der Landgraf soviel Landsknechte? Sind die Türken ins Land eingefallen? Oder gibt's Franzosenkrieg?«

»Ihr seid aber einfältige Burschen«, riefen die Landsknechte. »Wißt nicht, was im Land vorgeht. Auf die Bauernjagd soll's gehn. Dazu braucht der Landgraf das Heer. Haben erst im Süden dem Truchseß gedient und haben unter ihm die schwäbischen Bauern niedergeschlagen. Jetzt ziehen wir zum landgräflichen Heer, die hessischen, thüringischen und Harzer Bauern zu schlagen.«

»So, so, die Bauern schlägt ihr überall. Die haben euch wohl viel Leid angetan? Haben euch geschlagen und gestochen oder euer Gut geraubt?«

»Was sollen die uns für Leid angetan haben, die armseligen, schmutzigen Fronknechte? Nichts haben sie uns getan. Aber der Landsknecht braucht Sold. Die Landsknechte brauchen einen Herrn, der sie bezahlt. Kann der Bauer uns Sold geben? Kann der Bauer uns satt machen? Er hat ja selber nichts. Die Fürsten und Pfaffen haben Geld und volle Speicher. Darum müssen wir den Fürsten und Pfaffen dienen. Mit leerem Bauch lebt sich's nicht gut. Ein Landsknecht mag nicht am Hungertuch nagen. Da, trink einen Schluck! Ist echter schwäbischer Landwein. Juchhu!« Er bot Karl seine Feldflasche an.

»Der schwäbische Landwein ist rot wie Blut«, sagte Karl. »Mich dürstet nicht am frühen Morgen. — Sag, Landsknecht, wer war dein Vater?«

»Mein Vater war Bauer, mußte harten Frondienst tun für den Bischof von Bamberg. Sein eigen Stückchen Land ging zugrunde. Er starb im Schuldturm.«

»Und dein Vater, Landsknecht?«

»Mein Vater war ein kleiner, kümmerlicher Böttchermeister, hat's nicht weit gebracht, ist früh gestorben.«

»Wißt ihr, gegen wen der Landgraf kämpft?« sagte Karl. »Gegen solche Bauern und Handwerksgelesen wir eure Väter. Lebten eure Väter noch, so wären sie bei dem Haufen. Gegen eure eigenen Brüder und Väter zieht ihr zu Felde und wißt es nicht, weil der Glanz des roten Soldpfennigs euch blendet. Wie Judas den Herrn verkauft hat um dreißig Silberlinge, so verkauft ihr eure Brüder, die Bauern, um rote Kupferpfennige.«

Einer von den Landsknechten wurde nachdenklich und sagte: »Es mag wahr sein, was du sagst. Wir sind blinde, harthörige Burschen. Sag uns weiter die Wahrheit, daß wir sie erfahren.«

Die anderen Landsknechte aber schüttelten die Köpfe und sagten: »Wo sollen wir Sold und Nahrung und Kleidung hernehmen, wenn's nicht große Herren gibt, die es uns geben?«

»Sind die großen Herren aus Mutterleib gekommen mit Gold und Sold?« rief Karl. »Wo haben sie's hergenommen? Von uns, vom Volk, von den Bauern haben sie's genommen, behalten Silber und Gold für sich, und mit Kupferpfennigen lohnen sie euch, daß ihr ihnen dient und ihre geraubten Güter schützt. Nehmen wir den Fürsten und Herren ihre Macht und ihr Gut, so haben wir Nahrung und Kleidung genug, brauchen's nicht von jenen zu empfangen, sind alle miteinander freie Männer.«

»Da werden noch viele Saaten grünen, da wird noch viel Regen fallen, da wird noch viel Blut fließen, bis das einmal geschieht«, sagten die Landsknechte. »Jetzt gibt's noch Fürsten. Also muß es noch Lands-

knechte geben. Hier links ab führt der Weg zum landgräflichen Heer. Lebt wohl, Gesellen!«

Nach diesen Worten schlugen sie einen Landweg ein, der zur Linken über die Felder führte. Nur ein Landsknecht blieb stehen und rief ihnen zu: »Geht nur voraus. Ich komme nach.« Als aber die anderen Landsknechte ein Stück entfernt waren, sprach der Zurückgebliebene: »Ihr habt das Dunkel von meinen Augen gerissen. Ihr habt mir die Wahrheit gezeigt. Ich werde nicht gegen meine Brüder kämpfen. Ich will nicht meine Brüder verraten wie Judas den Herrn verriet. Zum großen, hellen Haufen der Bauern will ich mich schlagen, zum ehrlichen Thomas mit dem Hammer. Dort will ich kämpfen.«

»Bruder!« rief Karl und drückte die Hand des Landsknechts. »Dich hat Gott erleuchtet, der die Blinden sehend macht, auf daß die Gottlosen von ihrem Thron gestoßen werden. Bei Thomas Münzer sehen wir uns wieder vor der dritten Nacht.«

4. AUF DEM BAUERNHOF

Am späten Abend traten die Handwerksburschen aus dem großen Wald, den sie durchquert hatten, in eine Lichtung. Es war Mai, aber kalt und stürmisch. Der Regen strömte unaufhörlich herab. Die Wanderer waren schon ganz durchnäßt und sehnten sich nach einer Unterkunft. Da sahen sie vor sich ein elendes Bauerngehöft liegen. Die Hütte war halb verfallen. Das Dach fehlte gänzlich. Nur der niedrige Stall stand unversehrt.

»Das Gehöft ist sicher von Menschen verlassen«, sagte Karl. »Wir können dort im Stall unterkriechen.«

Als sie aber die Stalltür aufmachten, stand dort eine Kuh, und in dem Stand, wo einmal eine zweite Kuh gestanden hatte, lag ein Weib mit vier Kindern auf dünnem Strohlager. Das Weib stand auf, fragte mürrisch, was die Fremden wollten, und sah sie mit mißtrauischen Blicken an. Als die Fremden ruhig und freundlich antworteten,

wurde sie zutraulicher und erlaubte ihnen, die Nacht im Stall zu verbringen.

»Wir sind arme Bauersleute«, sagte die Frau. »Hörige sind wir. Sechs Tage in der Woche müssen wir Frondienst tun, mein Mann und ich. Da ist unser Anwesen verfallen. Wir haben kein Werkzeug, die Hütte aufzubauen. Die zweite Kuh mußten wir verkaufen, um die Steuern zu zahlen.«

»Wo ist dein Mann?« fragte der Priester.

Die Frau sah ihn forschend an. »Wer seid ihr?«

Der Tuchmachersgeselle zog einen kleinen Hammer aus der Tasche und klopfte dreimal gegen die Wand.

»Bundesbrüder seid ihr? Thomas Münzer mit dem Hammer ist euer Geselle? So wißt, auch mein Mann ist auf dem Weg zu ihm, denn es ist heimliche Botschaft gekommen vor zwei Tagen.«

5. DER RITTER

Am Morgen machten die beiden sich auf und wanderten weiter durch einen dichten Wald. Sie gingen auf schmalen versteckten Wegen oder der Sonne nach ohne Weg, denn es waren viel landgräfliche Häscher unterwegs, das zusammenströmende Volk abzufangen.

Sie beobachteten einen stattlichen Mann, der in derselben Richtung wie sie auf verborgenen Wegen ging. Auch der Mann beobachtete sie und kam schließlich heran.

»Grüß Gott, Gesellen«, sagte der Mann. »Ihr scheint in derselben Richtung zu wandern wie ich. Vielleicht haben wir *ein* Ziel. Wo geht die Reise hin?«

»Wir sind Tuchmachersgesellen und suchen Arbeit bei einem Meister.«

»So, so, Arbeit sucht ihr in dieser unruhigen Gegend?«

»Ist die Gegend so unruhig? Davon ist uns nichts bekannt«, sagte Karl.

»Wandert ihr denn blind und taub durchs Land?«

»Wir haben unsere Arbeit im Sinn und kümmern uns nicht viel um andere Dinge«, sagte Karl, denn der stattliche Mann schien ihm so herrenmäßig, und er traute ihm nicht ganz.

»Junge Burschen wie ihr sollten die Augen besser auf tun. Jetzt gibt's wichtigere Dinge als euer Handwerk. Tuch machen ist gut. Aber Felle gerben ist mitunter besser. Jetzt ist Kampfeszeit. Man soll Farbe bekennen und zu einer Fahne schwören. Wißt, daß die Bauern sich unter Münzer zusammenscharen gegen die Fürsten und Pfaffen, denn ihr Übermut ist zu groß. Ich bin auf dem Weg zu Thomas Münzer, und ich glaubte, da ich eure offenen kecken Gesichter sah, ihr wärt auf demselben Weg.«

»Wer bist du?« fragte Karl. »Du bist kein Bauer und kein Handwerker, wie ein Ritter schaut du aus.«

»Ich bin ein Ritter und eines Ritters Sohn.«

»Es kämpfen nicht viele Ritter auf seiten der Bauern und Handwerksgesellen. Die meisten sind Fürstenknechte.«

»Du hast recht. In Fürstenknechtschaft sind die Ritter geraten. Früher hatten die Ritter ihr Land vom Kaiser zu Lehen und hatten keinen Herrn über sich als den Kaiser. Jetzt müssen sie nach der Pfeife der Fürsten tanzen und müssen den Fürsten oder großen Bischöfen Gefolgschaft leisten. Das will einem freien Mann nicht behagen. Darum halt ich's mit den Bauern. Wir sind alle miteinander unterdrückt, und so wollen wir alle miteinander unser Joch abschütteln.«

»Das Joch abschütteln, das mag schon ehrlich gemeint sein von dir und den anderen Rittern«, sagte der Tuchmacher. »Aber was hernach kommt, das möchte ich wissen. Sind die Fürsten niedergeschlagen, dann werdet ihr Ritter die Bauern mit Steuern und Fronen schröpfen und schinden.«

»Ich verstehe wohl, daß ihr mißtrauisch seid, aber ich will als ehrlicher freier Mann die Bauern als meinesgleichen behandeln und will sie niemals knechten und vernutzen.«

»Gott gebe, daß dies einmal geschehe in unserem Vaterland, daß

Ritter, Städter und Bauern zusammen die Fürsten und Pfaffen stürzen und dann als freie Männer einträchtig miteinander leben«, sagte der Priester.

Der Ritter, der Priester und der Tuchmachersgeselle wanderten zusammen durch den Wald. Sie stießen auf einen Haufen von Bauern, die mit Sensen, Speißen und Äxten bewaffnet zu Thomas Münzer zogen. Die drei riefen den Bauern das Losungswort zu: »Gleichheit aller Kinder Gottes!« Die Bauern antworteten mit jubelndem Zuruf. Sie waren in einem Zustand des Rausches und der Begeisterung.

»Kommt, Brüder, schließt euch an«, rief ein alter Bauer. »Die große Schlacht wird bald geschlagen. Wir sollen uns nicht fürchten, läßt Thomas Münzer verkünden, wenn die Feinde auch bessere Waffen haben als wir. Mit seinem Mantel wird er die Kugeln auffangen. Gott wird ein Wunder tun an seinen Gerechten, seinen gemarterten Kindern.«

»Mit seinem Mantel wird er die Kugeln auffangen. Halleluja!« riefen die Bauern.

»Das Tausendjährige Reich ist nahe herbeigekommen«, fuhr der alte Bauer fort. »Man muß das Unkraut ausraufen aus dem Weinberg Gottes, verkündet Thomas Münzer. Darum laßt uns zu dem großen Haufen der Bauern stoßen! Sie sind versammelt auf dem Berg bei Frankenhäusen. Das Heer der sächsischen und hessischen Landsknechte rückt heran, sie einzuschließen. Wir müssen uns vorsichtig in der Nacht zwischen den Feinden hindurchschleichen, um zu unseren Brüdern zu stoßen.«

»Auf zur letzten Schlacht!« riefen die Bauern. »Mit seinem Mantel wird er die Kugeln auffangen.«

6. DIE SCHLACHT BEI FRANKENHAUSEN

Sie standen alle auf dem Schlachtberg bei Frankenhäusen im Bauernlager. Das Heer war schlecht bewaffnet. Man hatte wenige Geschütze und wenige Feuerbüchsen. Eine Wagenburg aus vielen Bauernwagen



war auf dem Berg aufgerichtet als Schutzwall gegen die Kugeln. Die sächsischen und hessischen Landsknechte hatten das Bauernheer umstellt. Waffenstillstand war geschlossen, aber man sah, daß die Feinde

anrückten, um anzugreifen. Die Fürsten übten Verrat an den Bauern wie immer.

Münzer stand unter den Bauern und predigte: »Man muß das Unkraut ausraufen aus dem Weingarten Gottes in der Zeit der Ernte. Gott hat gesagt, ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen. Zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennt sie, auf daß ich nicht mit euch zürne!«

Als Münzer gesprochen hatte, winkte er Karl herbei und sagte zu den Umstehenden: »Dieser Bruder bringt Botschaft aus Württemberg. Sag deine Botschaft.«

»In Württemberg ist das Heer der Bauern geschlagen. Die Bauern wurden grausam niedergemetzelt. Wenige nur entkamen den blutigen Fürstenknechten. An anderen Orten in Baden und Franken stehen die Bauern in hartem Kampf.«

»Sieg oder Tod ist die Losung«, rief Münzer.

Da kamen die ersten Grüße des Landgrafen von Hessen. Die ersten Geschosse schlugen in den Bauernhaufen und in die Wagenburg ein. Ein Teil der Bauern lief an die Geschütze hinter der Wagenburg. Ein Teil schoß aus Feuerbüchsen, ein Teil warf mit Spießen. Aber viele sangen und beteten nur, denn sie glaubten, Gott werde die gerechte Sache zum Siege führen auch ohne menschliches Zutun.

Gott aber schien seine armen Bauern vergessen zu haben, denn nach kurzer Zeit wurden sie von den gutbewaffneten Truppen zersprengt, und die meisten von ihnen wurden getötet.

Als Thomas Münzer im Angesicht des Fürsten zum Richtplatz geführt wurde, um enthauptet zu werden, stand ein junger Priester neben ihm. Der sah die Augen des besiegten Thomas Münzer von Siegeskraft strahlen und sah in seinen Augen die Zukunft leuchten, und vor ihm versanken die triumphierenden Fürsten und das Blutgericht, und vor ihm erstand eine neue Welt aus den Augen des sterbenden Thomas Münzer.

*

Karl saß aufrecht im Bett und hielt die Hände vor das Gesicht gepreßt. Die Mutter rief ihn an, aber er antwortete nicht.

Endlich nahm er die Hände vom Gesicht, faßte die Hand der Mutter und sagte: »Mutter, wie können wir noch leben, da wir durch Jahrhunderte verfolgt, getreten und gemartert werden?«

»Die Sonne scheint jeden Morgen neu, und immer neue Menschen werden geboren«, sagte die Mutter.

Pariser Kommune

1. BELAGERUNG VON PARIS

Es war im Jahre 1871. Frankreich und Deutschland lagen im Kampf miteinander. Die Deutschen hatten bessere Waffen und besser geschulte Soldaten. Sie gewannen zum Schrecken Europas Schlacht auf Schlacht. Sie drangen unaufhaltsam in Frankreich vor. Paris geriet in höchste Erregung. Das Volk von Paris wollte sich nicht ergeben. Es wollte sein Schicksal selbst in die Hand nehmen. Das Volk von Paris verlangte stürmisch, daß man es bewaffne. Man konnte dem Drängen des Volks nicht widerstehen. Man gab ihm Waffen. 125 000 Bürger und Arbeiter standen in Paris unter den Waffen. Sie hießen die *Nationalgarde*.

Die Franzosen verloren weitere Schlachten. Der französische Kaiser Napoleon der Dritte wurde gefangengenommen. Der falsche Goldglanz fiel von diesem Kaiserreich ab. Das Volk begann zu erkennen, wie schlecht es regiert worden war. Unklar verlangte es nach Besserem. Nur ein kleiner Teil des Volks begriff, was not tat. Das Proletariat von Paris wollte die Macht ergreifen, aber geschickte bürgerliche Abgeordnete rissen die Regierungsgewalt an sich und beruhigten das Volk durch Versprechungen.

Die Preußen erreichten Paris, das stark befestigt war. Sie hungerten es aus und beschossen es dann mit Kanonen. Vergeblich machte das Besatzungsheer Ausfälle. Es wurde zurückgeschlagen. Das Volk von Paris empörte sich gegen die schwachen Verteidiger und wurde immer unruhiger. Die neue bürgerliche Regierung schloß einen Waffenstill-

stand mit den Deutschen ab, und das französische Besatzungsheer mußte die Waffen strecken. Bei dieser Gelegenheit wollte man auch den Arbeitern ihre Waffen nehmen. Aber die Arbeiter ließen sich die Waffen nicht abnehmen. Ihr Mißtrauen gegen die neue bürgerliche Regierung wurde von Tag zu Tag stärker. Die Regierung erließ Gesetze, die Not und Elend der Bevölkerung vermehrten und die Besitzlosen immer mehr den Besitzenden auslieferten. Darum behielt die proletarische Nationalgarde ihre Waffen. Sie behielt ihre Gewehre und Kanonen. Während der Belagerung von Paris hatte sich die Nationalgarde eine Anzahl neue Kanonen gegossen.

Nun mußte der Regierungsfeldherr den siegreichen Deutschen die Befestigungswerke von Paris übergeben mit den dazugehörigen Kanonen. Bei dieser Gelegenheit versuchte er, die Kanonen der Nationalgarde auch den Preußen zu übergeben. Die Nationalgarde aber merkte den Verrat und holte ihre Kanonen in die Stadt, bevor die Deutschen einrückten. So hatten die Pariser Proletarier Kanonen und Gewehre. Die bürgerliche Regierung aber dachte an nichts anderes als daran, wie sie das drohende, bewaffnete Volk, das eine neue proletarische Ordnung einführen wollte, niederschlagen könne. Die Nationalgarde bestand aus Bürgerlichen und aus Proletariern. Ein kleiner Teil der Nationalgarde stand auf seiten der Regierung.

2. DIE KANONEN DER NATIONALGARDE

Am Morgen des 18. März sah der siebzehnjährige Karl, Sohn eines Pariser Arbeiters und Nationalgardisten, aus dem Fenster. Es war ein erregtes Laufen und Flüstern in den Straßen. Überall standen Menschen zusammen. Einzeln und in Gruppen liefen Nationalgardisten mit ihren Gewehren vorüber. Ein Mann rief zu Karls Fenster hinauf: »Wo ist dein Vater?«

»Auf Montmartre bei seinen Geschützen«, antwortete Karl.

»Wenn sie noch da sind«, erwiderte der Mann.

»Nun, was ist denn?« fragte Karl.

»Die Hunde, die Verräter, die Regierung, die uns den Preußen überliefert, die uns von Niederlage zu Niederlage führt, die Regierung mit ihren Linienregimentern, ihren Mobilgarden, ihrem General Voinoy hat nachts unsere Kanonen geraubt. Aber sie werden sie nicht lange behalten. Die Pariser Arbeiter werden sich ihre Geschütze wiederholen. Der Mann fing an zu laufen und verschwand um die nächste Ecke.

»Ich muß fort, Mutter«, sagte Karl und lief die Treppe hinunter. Überall war das Volk in Bewegung. »Unsere Kanonen, unsere Kanonen«, ging es von Mund zu Mund. »Sie wollen uns wehrlos machen. Sie wollen uns abwürgen. Sie denken, weil wir schon Ratten und Mäuse fressen und Dreck statt Brot, daß wir keine Kraft mehr haben. Sie sollen sehen, daß wir noch Kraft haben und Fäuste und Gewehre. Erst wollten sie unsere Kanonen den Preußen lassen, und jetzt stehlen sie sie uns in der Nacht.«

Männer, Frauen und Kinder stürmten nach den verschiedenen Orten, an denen die Kanonen gestanden hatten. Karl geriet in einen Trupp von Frauen und wurde mit fortgerissen. Auf einmal staute sich die Menge. Rufe. Schreie. Karl drängte sich nach vorn. Da standen Regierungstruppen mit Maschinengewehren. Die Frauen umringten die Soldaten und riefen: »Brüder, Soldaten, was macht ihr? Auf wen wollt ihr schießen?«

»Still, still, gute Bürgerinnen, geht nach Haus«, sagten die Soldaten.

»Schämt euch, ihr Räuber, ihr Blutsauger!« schrien die Frauen. »Anstatt gegen die Preußen geht ihr gegen die Arbeiter von Paris.«

»Still, still. Wir werden nicht schießen.«

»Wenn die feigen Hunde von Offizieren kommandieren, werdet ihr auf uns schießen. Judasbrut seid ihr, Preußenknechte. Oder seid ihr Frankreichs Söhne, Kinder des Volks? Unsere Brüder?«

»Das sind wir, Bürgerinnen«, riefen die Soldaten.

»Dann fort mit den Mitrailleusen! Kommt und holt uns unsere Kanonen zurück!«

Die Soldaten drehten die Kolben ihrer Gewehre nach oben, zum Zeichen, daß sie nicht gegen das Volk schießen wollten, und schlossen sich dem Volke an.

Karl stürmte den anderen voraus. Er war in wildester Erregung, dachte an die Kanonen, an den Vater, an das hungernde betrogene Volk von Paris. Da, ein Wutschrei des Volks. Sie sind an der Bastille. Da stehen Kanonen. Da spannen Soldaten eben die Pferde vor die Kanonen, um sie fortzufahren.

Karl denkt nicht daran, daß er ein unbewaffneter Junge ist. Mit dem Schrei: »Unsere Kanonen!« stürzt er vor, schneidet mit seinem Messer die Stränge des vordersten Gespanns durch, ehe die Soldaten zur Besinnung kommen. Das Volk stürzt nach. Die Soldaten stehen zaudernd. Man jagt die Soldaten von den Gespannen. Manche leisten kurzen Widerstand. Manche fliehen. Viele schwenken ihre Mützen, rufen: »Es lebe die Republik! Es lebe die Kommune! Nieder mit der Regierung!« und schließen sich dem Volk an. Man bringt die Kanonen auf ihre alte Stelle zurück und zieht weiter.

Jetzt geht es einen Hügel hinauf. Da steht ein General mit seinen Truppen. »Halt! Nicht weiter!« ruft der General.

Die Menge mit den Soldaten stürmt weiter.

»Halt! Nicht weiter!« ruft der General. Niemand achtet darauf.

»Feuer!« — Niemand schießt.

»Feuer!« — Niemand schießt.

Zum drittenmal kommandiert der General: »Feuer!« Seine Soldaten stehen regungslos. Der General und seine Offiziere werden gefangen-genommen und entwaffnet. Das Volk hat gesiegt. Die bürgerliche Regierung flieht aus Paris nach Versailles. Die Nationalgarde beherrscht die Stadt.

3. DIE FRIEDLICHE DEMONSTRATION

Vier Tage später ging Karl durch die Straßen von Paris, um seinem Vater, der vor der Bank von Frankreich Wache hielt, eine Bestellung auszurichten. Er schritt eben über den Vendômeplatz, auf dem eine Wache mit Nationalgardisten stand, da sah er durch die breite Friedensstraße einen langen Zug feingekleideter Herren herankommen. Sie waren anscheinend unbewaffnet und sagten allen, die ihnen begegneten, daß sie friedlich gegen die aufrührerische Nationalgarde demonstrieren wollten.

Als sie aber den Vendômeplatz erreicht hatten, zogen die unbewaffneten feinen Herren verborgene Revolver und Dolche aus ihren Kleidern und stürzten sich mit diesen Waffen auf die Wache der Nationalgarde. Die Wache forderte die Angreifer auf, sich zu zerstreuen, aber umsonst. Da gab die Wache eine Salve ab, und in wilder Flucht zerstreute sich der Demonstrationszug der Bürger.

Die Fliehenden wurden nicht verfolgt und nicht gefangengesetzt. Sie flohen nach Versailles, wo die bürgerliche Regierung saß, und arbeiteten von dort aus gegen das Volk von Paris.

4. AUSRUFUNG DER KOMMUNE

Am Morgen des 28. März wachte Karl seine Mutter und rief: »Hörst du sie rufen, Mutter? Es lebe die Kommune! Wo ist Vater?«

»Vater ging schon vor Morgengrauen fort.«

»Oh, warum hat er mich nicht mitgenommen?« rief Karl, warf sich in seine Kleider und stürzte auf die Straße. Durch die Straßen fluteten unaufhörlich Menschen, und tausendstimmig erscholl der Ruf: »Es lebe die Kommune!«

In dem Gewoge traf Karl seinen Vater, der klebte eben ein Papier an

die Mauer. Auf dem stand in großen Buchstaben gedruckt: »Die Proletarier von Paris inmitten der Niederlagen und des Verrats der herrschenden Klassen haben begriffen, daß die Stunde geschlagen hat, wo sie die Lage retten müssen dadurch, daß sie die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre eigenen Hände nehmen . . . Sie haben begriffen, daß es ihre höchste Pflicht und ihr absolutes Recht ist, sich zu Herren der eigenen Geschicke zu machen und die Regierungsgewalt zu ergreifen.«

Die Bürger blieben vor dem Plakat stehen und lasen es laut und leise. Ein Seidenhändler wandte sich an Karls Vater und sagte, nachdem er den Anschlag gelesen hatte: »Nachbar, ich habe Sie immer als einen ruhigen, arbeitsamen Mann gekannt, der kein Gefallen an Tumulten und lauten Worten fand. Nun scheinen Sie mit in der revolutionären Regierung zu sein. Erklären Sie mir, was ihr mit diesem Anschlag meint.«

Um die beiden bildete sich eine Gruppe von Menschen. »Das will ich gern tun«, sagte der Mann, »obwohl jeder es allein verstehen könnte, denn es ist klar gesagt.«

»Die Proletarier von Paris, inmitten der Niederlage und des Verrats der herrschenden Klassen«, las der Seidenhändler noch einmal. »Was meint ihr damit?«

»Nun, hat nicht unsere herrschende Klasse eine furchtbare Niederlage erlitten? Ist nicht Frankreich durch Deutschland geschlagen? Wohin hat uns unsere herrschende Klasse geführt? Ein Teil des Volks ist getötet, ein anderer Teil gefangen, und die übrigen leben in Not, Elend und Arbeitslosigkeit unter der Herrschaft ihrer Regierung und der Oberhoheit der Preußen.«

»So ist es«, riefen die meisten der Umstehenden.

»Aber«, fragte der Seidenhändler weiter, »hat nicht das ganze Volk die Niederlage erlitten? Die einfachen Soldaten sind ebenso besiegt worden wie die Offiziere. Warum gebt ihr jenen allein die Schuld?«

»Weil dieser ganze verfluchte Krieg ein Krieg der bürgerlichen Gesellschaft und ihres verbrecherischen Vertreters, des Kaisers Napoleon, war. Wir, das Volk, wollten diesen unnützen Krieg nicht. Hätten

wir einen Krieg gewollt, so wäre es der Krieg gegen unsere Unterdrücker im eignen Lande gewesen.«

»So ist es«, riefen die Umstehenden.

»Der deutsche Arbeiter und Bauer ist unser Bruder. Warum sollen wir ihn totschiagen? Er tut uns nichts zuleide. Er ist ein armer, geschundener Mensch wie wir. Unsere Regierenden: Kaiser, Minister, Pfaffen, Bankiers, Fabrikherren und Großgrundbesitzer sind unsere Feinde und Unterdrücker. Die großen Herren, die in den Villen von Paris und in den Schlössern von Versailles mit dem von unserer Arbeit erpreßten Geld ihre berausenden Feste feierten, die uns unseren Lebensanteil raubten, um sich gegenseitig zu bestechen und zu beschenken, das sind unsere Feinde.«

»Glaubt ihr, daß dies alles schlechte Menschen sind?« fragte der Seidenhändler.

»Es werden nicht schlechtere Menschen sein als wir, aber sie dienen dem Götzen Gold. Darum müssen sie falsch und böse handeln.«

»Was werdet ihr mit ihnen machen?«

»Wir werden sie nicht totschiagen, weil wir nicht blutdürstig sind wie die herrschende Klasse, die auf dem Golde sitzt. Wir werden sie nur fortjagen, damit wir Ruhe vor ihnen haben.«

»Wenn sie nur nicht wiederkommen und uns totschiagen«, rief ein alter Mann. (Er ahnte, was kommen würde.)

»Oho, sie sollen es wagen!« tönte es aus der Menge. Ein Mann mit einem finstren Gesicht und einer Brille sagte heftig und traurig: »Ihr seid Narren. Nur die Toten kommen nicht wieder. Die Herren, die das Volk verschont, zahlen später dem Volk mit Zinsen die Großmut heim. Sie werden wiederkommen und werden euch jagen wie Hasen und werden euch niederkartätschen wie tolle Hunde. Lammsblütige Narren!« Er spuckte aus und ging beiseite.

»Wenn der deutsche Arbeiter und Bauer euer Bruder ist«, fuhr der Seidenhändler fort, »warum seid ihr dann Mitglieder der nationalen Verteidigung? Warum seid ihr empört über die Übergabe der Befestigungswerke? Gegen wen kämpft ihr dann?«

»Gegen die Bismarck und Moltkes, gegen die Prinzen und Generale, die das deutsche Volk gegen uns geführt haben, gegen die deutschen Volksbedrucker und ihre mißleiteten Untertanen. Aber wenn die Kommune von Paris sich siegreich ausbreitet, wenn jede Stadt, jedes Dorf in Frankreich eine Kommune bildet wie Paris und ganz Frankreich eine freie Republik geeinigter Kommunen ist, dann wird auch das arbeitende Volk am anderen Ufer des Rheins aus seinem Knechtschlaf erwachen, dann werden auch sie ihre Unterdrucker verjagen, ihnen die Waffen aus der Hand nehmen und Kommunen bilden wie wir, und die deutschen Kommunarden werden die Brüder der französischen Kommunarden sein.«

»Es lebe die Kommune«, riefen die Umstehenden, warfen ihre Mützen in die Luft und schwenkten rote Tücher.

»Das klingt ganz schön«, sagte der Seidenhändler, »aber was ist denn eigentlich die Kommune?«

»Die Kommune ist die Vereinigung aller arbeitenden Männer und Frauen.«

»Und wer regiert sie?«

»Sie regiert sich selber. Sie braucht keine Regierung, die *über* dem Volk sitzt und fern vom Volk Gesetze diktiert. Sie braucht keine Polizei, die von den Groschen des armen Volks besoldet wird und das arme Volk niederknüpelt. Sie braucht keine Gefängnisse und keine Armenhäuser, denn in der Kommune wird jeder Arbeitende ernährt und braucht nicht zu stehlen. Sie braucht in späteren Zeiten kein Heer mehr, das die Reichtümer der Kapitalisten gegen innere und äußere Feinde schützt. Das arbeitende Volk schafft Güter, verteilt Güter, beschützt die Güter. Es gibt jedem, was ihm zukommt und was er braucht. Die Kommune verwaltet das Volksvermögen selbst, ohne eine herrschsüchtige verräterische Regierung und ohne räuberische Beamte. Die Kommune, das ist das Volk.«

»Es lebe die Kommune!« brauste es durch die Straßen, und eine Menschenwelle riß die Sprechenden mit sich fort.

an

Es ist Mai. Schon blühen die frühen Rosen in den sonnigen Gärten von Paris. Von Flieder und Narzissen duften die Parks. Der Rasen ist von weißen Blüten bestreut. Doch wer achtet darauf?

Die Kommunarden kämpfen ihren letzten Kampf. Die Kanonen donnern Tag und Nacht. Die bürgerliche Regierung beschießt das Volk. Rauchwolken steigen auf. Es riecht nach Pulver und Dynamit, nach verbranntem Hausgebälk. Es riecht nach Leichen und Blut.

Nachts liegen die kämpfenden Stadtteile in grauenvollem Dunkel. Keine Lichter verraten den von Versailles hereindringenden Regierungstruppen die Stellung der Verschanzten. Und doch ist der Himmel jede Nacht rot von Feuerschein. Die feindlichen Granaten verschonen nichts. Jede Nacht brennt es an mehreren Stellen. Ministerien verbrennen. Die brennenden Akten fliegen, vom Wind getrieben, durch die Luft. Das Rathaus brennt und stürzt krachend zusammen. Es will die alte Regierung nicht in seinen Mauern aufnehmen.

Was wälzt sich dort für eine dunkle Masse heran? Was marschiert dort leise durch die Nacht? Das sind die Truppen von Versailles.

»Das können keine Feinde sein«, denkt der Posten der Nationalgarde, der schläfrig an einer Mauer lehnt. »Hier ist ja Norden. Hier liegen die Preußen. Hier ist neutrales Gebiet. Es ist Waffenstillstand.« Die Preußen haben gelobt, niemand durchzulassen, keinen Regierungssoldaten, keinen Kommunesoldaten aus Paris. — Und doch — was marschiert dort geschlossen heran? Träumt er? Malt der flackernde Feuerschein falsche Bilder und Schatten auf die Ebene? Der schläfrige Posten wird munter. Das sind die Feinde. Er begreift. Die Preußen haben Neutralität gelobt, aber dem revolutionären Proletariat gegenüber gilt kein Versprechen. Das Ordnungsheer Bismarcks läßt das Ordnungsheer der französischen Regierung durchmarschieren. Der Posten eilt durch die Straße, die Meldung zu bringen. »Der Feind dringt ein. Baut Barrikaden!«

Von Süden und Westen waren die Versailler schon eingedrungen. Straße um Straße wurde in langem blutigem Kampf erobert. Paris war von hohen Barrikaden durchzogen. Nun stand auch die Nordostseite den Feinden offen.

»Baut Barrikaden!« ging der Ruf durch die Nacht. Halb bekleidet kamen Männer, Frauen und Kinder aus den Häusern mit Hacken, Beilen und Schaufeln. Die Männer rissen mit spitzen Hacken das Straßenpflaster auf und türmten es zu einer Mauer quer über die Straße. Tiefe Gräben wurden gegraben. Frauen und Kinder füllten Säcke und große Weidenkörbe mit Sand zum Schutz gegen die Kugeln. Beim Schein von Laternen ging die Arbeit schweigend und rasch vor sich. Alle Hände waren von *einem* Willen geleitet. Zwei Monate Gemeinschaftsleben unter Entbehrung und Kampf hatten das Volk von Paris unlöslich zusammengekettet. Es gab für die Kommunarden nur Schutz des Errungenen oder Tod. Sie hatten den Vorgeschmack einer besseren Zukunft genossen und konnten die bittere Speise unwürdigen Lebens nicht mehr ertragen.

Bei Sonnenaufgang schrak Karl nach kurzem Schlaf auf und griff nach seinem Gewehr. Er war nach durchkämpften Tagen und durchwachten Nächten hinter der Barrikade eingeschlafen. Neben ihm stand eine Frau von etwa vierzig Jahren in der Uniform der Nationalgardisten. Die Frau hieß Luise Michel, war Lehrerin und Schriftstellerin. Jeder kannte und liebte sie. Sie war der tapferste, fröhlichste Kamerad. Karl kämpfte seit drei Tagen neben ihr.

»Hast ein bißchen ausgeruht, Kleiner?« sagte Luise Michel und lud ihr Gewehr. Auch Karl lud sein Gewehr. Aber sie schossen nicht. Die Munition war in den letzten Tagen sehr knapp geworden und mußte zur Abwehr eines stärkeren Angriffs gespart werden. Vereinzelte feindliche Kugeln flogen über die Barrikade. Jetzt schwieg das Feuer ganz. Luise Michel ging aus ihrer geduckten Stellung heraus. Gleich darauf rief sie von der anderen Seite der Barrikade: »Kommt mit anfass! Hier liegen Verwundete.«

Sie brachten zwei Verwundete hinter die Barrikade. Luise Michel machte sich sofort daran, sie zu verbinden. Da es an Verbandzeug fehlte, riß sie Stücke aus ihrer Wäsche und verband damit die Wunden.

»Ist das nicht ein Versailler?« fragte ein Gardist.

»Danach fragt man nicht, wenn es Verwundete sind«, sagte Luise. »Wir helfen allen. Dieser hier *war* unser Feind. Jetzt ist er nur ein Verwundeter.« Sie verband ihm sorgfältig den Arm und legte ihn an eine gedeckte Stelle.

Der Regierungssoldat küßte Luise Michels Hand und sagte: »Du bist eine gute Frau. Was lügen sie uns alles vor! Sie haben uns gegen euch aufgehetzt, die Betrüger. Sie sagen, ihr Gardistenweiber seid grausame Furien und Brandstifterinnen. Verzeiht mir meine Sünde, Kameraden! Wir haben Frauen getötet. Wir haben Kämpferinnen grausam erschlagen. Ich bin nicht wert, dieser Frau die Hand zu küssen.«

»Beruhige dich«, sagte Luise. »Und lerne es besser machen! Kämpfe nicht mehr auf der Seite der alten untergehenden verrotteten Welt! Dort muß man grausam und rachsüchtig sein. Wir kämpfen für eine bessere Welt. Darum haben wir bessere Sitten.«

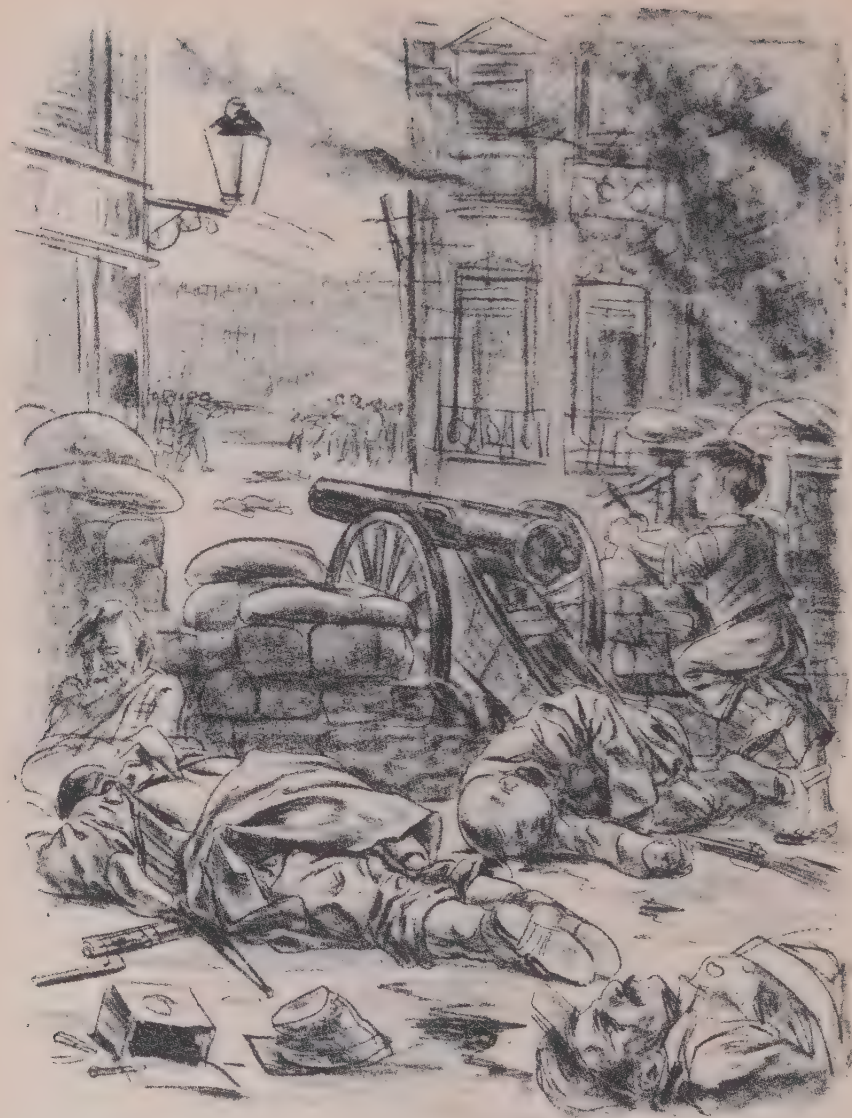
»Ich will nicht mehr zu den Mördern zurück. Ich will bei euch bleiben«, sagte der Soldat.

Der Kampf begann von neuem. Es waren nur noch fünf hinter der Barrikade.

Die Schüsse von den vorderen Barrikaden wurden immer seltener und verstummten ganz. Die Schüsse der Feinde kamen immer näher und wurden stärker. Zwei Kommunarden eilten vorüber und riefen: »Es ist alles verloren. Die letzten Barrikaden fallen. Die Kommune von Paris ist tot.«

»Die Kommune ist tot. Es lebe die Kommune!« rief Luise Michel und lud ihr Gewehr.

»Zündet das Königsschloß an!« rief ein Mann mit zeretzter Jacke. Sein rechter Arm hing wie abgerissen herunter. Blut quoll aus der Schulterwunde. »Sie sollen ihre verfluchten Prunksäle nicht wiederfinden. Ihre Prachthäuser sollen unseren Untergang nicht überdauern.



Zündet das Königsschloß an!« Er rannte rufend die Straße entlang.
Eine Stunde später brannte das Königsschloß.

Das Feuer gegen die fünf Barrikadenkämpfer hatte nachgelassen. Auf einmal setzte es mit neuer Kraft ein. Ein Kugelregen kam von oben. Die Versailler hatten die angrenzenden Häuser besetzt und beschossen von oben die Barrikade. Karl fühlte einen starken Stoß, wurde zur Seite geschleudert und verlor für kurze Zeit die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er in der Vertiefung vor einem Kellerfenster. Man hatte ihn dort wohl übersehen oder für tot liegengelassen.

Die Barrikade war halb zerstört, die Straße menschenleer, keine Freunde, keine Feinde zu sehen. Ein paar Patronentaschen und Mützen lagen herum. Blut klebte an einer Haustür. Aus den Häusern drang kein Laut. Was war mit den Bewohnern geschehen? — Karl suchte sein Gewehr. Aber es war kein Gewehr zu sehen. Nur Stücke von Waffen lagen herum. ›Wo ist Luise Michel? Wo sind die Kameraden?‹ dachte Karl und wankte suchend durch die Straßen. Als er um eine Ecke bog, wäre er fast in einen Abgrund gestürzt. Die Straße war von Granaten zerfetzt. Tiefe Löcher, daneben hohe Haufen von Steinen, Sand und Schmutz. Er lehnte sich an den noch aufrecht stehenden Rest einer Hausmauer. Dann ging er weiter, ohne zu wissen, wohin, ohne darauf zu achten, wem er begegnete. Im Kopf hatte er ein dumpfes schweres Gefühl.

Er hörte die Stimmen vieler Menschen, hörte laute Geräusche und ging in der Richtung des Lärms. Jetzt hielt er an. Ein merkwürdiger Geruch kam ihm entgegen. Seine Füße stolperten nicht mehr über Steine. Es war etwas Weiches, auf das sein Fuß gestoßen war. Er starrte auf die weiche Masse vor seinen Füßen. Das war ein Toter, ein toter Kommunarde und dahinter — ein Berg von Toten.

Was glänzt dort in der Sonne? Das sind die Gewehrläufe der Regierungssoldaten.

Gegenüber an der Hausmauer aufgestellt etwa fünfzig Kommunarden, Männer und Frauen, auch Kinder darunter. Dort in der Mitte — Karl faßt sich an die Stirn —, dort steht der Vater. Er hält Karls zwölfjährigen Bruder an der Hand und sieht den Soldaten stolz ins Gesicht.

Auf einmal rufen die Menschen an der Mauer: »Wir sterben für die Freiheit. Es lebe die Kommune!«

Hundert Gewehre knattern. Die Menschen an der Mauer stürzen vornüber auf das Pflaster. Karl springt mit einem Schrei nach vorn. Er entreißt einem Soldaten das Gewehr. Er schlägt mit dem Kolben um sich. Dann wird es dunkel um ihn.

*

Karl saß im Bett. Er war schon kräftiger und bei klarem Bewußtsein. Der Vater saß am Tisch.

»Vater«, sagte Karl, »du hast mir einmal von der Pariser Kommune im Jahre 1871 erzählt. Sag mir, was geschah mit uns gefangenen Kommunarden?«

»Viele Kommunarden wurden erschossen. Viele wurden nach den Kolonien deportiert.«

»Was heißt das: nach den Kolonien deportiert?«

»Sie wurden für Jahre und Jahrzehnte auf einsame afrikanische Inseln verschickt, die den Franzosen gehören. Warum fragst du danach?«

»Ich lebe jetzt zwei Leben, Vater. Später muß das alles zusammen *ein* Leben werden. — Wer hat das alles von der Kommune aufgeschrieben, Vater?«

»Karl Marx und einer, der dabei war, und andere auch.«

Karl fiel müde auf die Matratze zurück und machte die Augen zu.

In den Werkstätten der Wissenschaft

Das Flügelpferd ließ sich hinunter wie ein abwärtsgleitender Vogel und hielt vor einem erleuchteten Haus in London. »Sieh durchs Fenster!« sagte das Pferd. »Was siehst du?«

»Ich sehe ein Zimmer mit vielen Büchern. Alle Wände sind mit Büchern bedeckt. In der Mitte des Zimmers an einem Schreibtisch sitzt ein Mann mit weißem Haar und Bart und schreibt. Warum sind so viele Bücher in dem Zimmer?«

»Weil der Mann die Bücher studieren muß.«

»Was studiert er denn?«

»Er studiert die Gesetze des Wirtschaftslebens. Er erforscht, wie es zugeht, daß nicht alle Menschen sich nähren und kleiden können, und erforscht, woher es kommt, daß einige Menschen die anderen Menschen ausbeuten.«

»Das ist gut, daß er danach forscht. Hat er auch herausbekommen, wie es anders und besser werden soll? Hat er etwas erforscht, was den Arbeitern hilft, freie Menschen zu werden?«

»Er hat vieles erforscht, was die Menschen vorwärts führt und den Arbeitern in ihrem Kampf hilft. Er ist ein großer Soldat der Wissenschaft. Er will wie Moses das Arbeitervolk aus dem Lande der Knechtschaft führen.«

»Wie heißt er?«

»Karl Marx.«

Das Flügelpferd flog weiter und hielt vor einem Haus in Berlin.
»Was siehst du?« fragte das Pferd.

»Ich sehe ein Zimmer mit vielen Flaschen, Gläsern und Töpfen. Zwei Menschen in weißen Kitteln halten einen Topf mit einer Flüssigkeit über ein Feuer und gucken hinein.«

»Das ist ein chemisches Laboratorium, was du da siehst. Die Männer in den weißen Kitteln haben die chemische Wissenschaft studiert. Jetzt erfinden sie Düngemittel, um den Boden fruchtbarer zu machen, und andere Stoffe, die zur Verbesserung der Produktion nötig sind, und neue Giftgase für den Krieg.«

»Das ist doch nicht gut, wenn sie das tun«, sagte Karl. »Ich würde solche Laboratorien zumachen.«

»Nein, die chemische Wissenschaft brauchen wir. Aber sie soll nicht für Zerstörungszwecke arbeiten, sondern zur Beschaffung von guten und nützlichen Dingen.«

Sie flogen weiter und hielten vor einer Maschinenfabrik. Dort sah Karl durch das Fenster in einen Zeichenraum, in dem viele Ingenieure Zeichnungen entwarfen.

»Warum zeichnen die soviel neue Maschinen?« sagte Karl. »Es gibt doch schon so viele Maschinen, daß man sie gar nicht alle im Kopf behalten kann.«

»Es müssen immer neue und bessere Maschinen erfunden werden«, sagte das Flügelpferd, »Maschinen, die den Menschen unnütze und ungesunde Arbeit abnehmen.«

»Aber die Arbeiter in unserer Fabrik sagen, die guten Maschinen helfen nicht dem Arbeiter, sondern nur dem Besitzer. Bei den besseren Maschinen muß der Arbeiter noch schneller arbeiten und wird noch mehr angestrengt und ausgebeutet und bekommt keinen besseren Lohn, und den ganzen Gewinn hat der Unternehmer.«

»Jetzt ist das so in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Aber in der sozialistischen, kommunistischen Gesellschaftsordnung, wenn die Menschen so brüderlich zusammen leben und zusammenarbeiten wie

die Eskimos, dann werden die vollkommenen Maschinen eine große Wohltat und Erleichterung für die große Arbeitsbruderschaft der Menschheit sein.«

Das Pferd trug Karl in die Luft. Und als es niederstieg, waren sie in der Stadt Zürich in der Schweiz. Sie sahen in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer hinein. Ein Bett, ein Schreibtisch und Bücherregale. Die Bücherregale füllten die Wände, der Schreibtisch war mit Schriftstücken, Briefen und Zeitungen bedeckt. Ein Mann mit hoher Stirn und kleinen, etwas schrägen Augen saß an dem Schreibtisch und schrieb an einem Manuskript. Ihm gegenüber saß eine Frau.

»Bist du fertig für heute?« sagte die Frau. »Es ist ein Uhr nachts.«

Der Mann hob den Kopf. »Zehn Jahre sind wir hier gewesen«, sagte er. »Aber nun ist die Zeit der Verbannung vorbei. Das Buch werde ich in Rußland fertig schreiben. Das russische Volk wird das Buch fertig schreiben.«

Er klappte das Heft zu und stand auf, stand ganz still und bewegte sich nicht. Nur in seinen Augen bewegte es sich, Bilder zogen an seinen Augen vorbei, die Steppen und Städte Rußlands, das Schicksal des russischen Volks.

»Ich weiß, wer das ist«, rief Karl. »Es ist Wladimir Iljitsch Lenin, der Bolschewistenführer. Was hat er so lange in der Schweiz getan?«

»Er hat aus den Büchern die vergangene Menschheitsgeschichte und die Arbeitsmethoden der Vergangenheit studiert und hat darüber nachgedacht. Und er hat erforscht, wie in der Gegenwart die Arbeiter in allen Ländern leben und arbeiten und was sie brauchen und was ihnen fehlt, und hat darüber nachgedacht. Und was die Unternehmer und die Politiker, die Beherrscher der Welt, tun, hat er erforscht und hat darüber nachgedacht.«

»Und dann?«

»So ist die Wissenschaft in seiner Hand zu einem scharfen Schwert geworden, mit dem er die alte Welt schlägt, und zu einem starken Pflug, der den Boden der neuen Welt auflockert.«

»So brauchen wir die Wissenschaft?«

»Ja, aber keine Wissenschaft für die Studierstube allein, sondern eine lebendige Wissenschaft, durch die das Blut des Volkes strömt.«

In Sowjetrußland

Das Flügelpferd klappte die Flügel zusammen und glitt auf die Erde. Es fing an, über weites grünes Steppenland zu traben.

»Wo sind wir?« fragte Karl.

»In Sowjetrußland.«

»Warum reiten wir heute auf der Erde?«

»Weil du dir Sowjetrußland ansehen sollst, das Land, das Arbeiter- und-Bauern-Republik geworden ist.«

»Ach«, rief Karl traurig, »dann werde ich wieder Schreckliches erleben. Die die deutschen Bauern niedergeschlagen haben und die römischen Sklaven und die französischen Kommunarden, die werden bald kommen, die alten Herren des Landes und die Generäle, und werden uns blutig niederschlagen und erwürgen.«

»Diesmal steht es in deiner Macht, das zu verhindern«, sagte das Flügelpferd. »Wenn ihr es nicht wollt, wird es nicht geschehen. Von dir und deinen Genossen hängt es ab.«

»Von mir und meinen Genossen hängt es ab?« rief Karl, und ein wunderbares Gefühl der Kraft und Freude durchströmte ihn. »Wie steht es, mein liebes Flügelpferd? Sind keine Feinde gegen Sowjetrußland aufgestanden?«

»Viele Feinde innen und außen. Innen im russischen Volk selbst. Und von außen haben die Bürger Englands, Deutschlands, Frankreichs und Polens ihre Heere gegen das Land geschickt. Aber die roten

Soldaten Sowjetrußlands haben sie zurückgeschlagen. Aus vielen Wunden bluten Land und Volk. Ihr sollt das Blut stillen.«

Das Pferd setzte Karl ab und verschwand. Karl lag im Steppengras an der Grenze Rußlands. Zwei Wächter marschierten auf und ab, zwei Soldaten der Revolution. Sie hatten große klare Augen. Der eine beobachtete die Weite jenseits der Grenze, der andere das Innere diesseits der Grenze.

Als sie auf ihrem Gang einander wieder begegneten, blieben sie stehen.

Der erste sagte: »Kamerad, ich habe dich nie in unserer Gruppe gesehen. Aber doch bist du mir nicht fremd. Wir gehören zusammen.«

Der andere fragte: »Wer bist du, und was tust du?«

»Ich bin ein Wächter. Ich wache an der Grenze, damit keine Feinde eindringen und mit ihren Waffen unsere neue Ordnung, unsere neue Welt zerschlagen. Ich muß die Augen Tag und Nacht offen halten.«

»Auch ich bin ein Wächter«, sagte der andere. »Ich wache gegen den Feind, der in unserem eigenen Innern aufsteht und mit alten Waffen unsere neue Ordnung, unsere neue Welt zerschlagen will. Ich muß die Augen Tag und Nacht offen halten.«

»Bruder, wir gehören zusammen«, sagte der erste. »Wir sind die Wächter von Sowjetrußland.«

*

»Vater, kennst du die Wächter von Sowjetrußland?« fragte Karl.

»Wen meinst du denn?« fragte der Vater.

»Ich werde es später einmal erzählen«, sagte Karl.

Der Vater ging hinaus. Karl blieb allein. Er war zum erstenmal aufgestanden. »Ich will nicht mehr träumen«, sagte Karl zu sich selbst. »Ich will leben und arbeiten.« Aber bald darauf saß er am Tisch, und sein Kopf fiel vornüber.

Zukunft

Auf einem freien Feld neben der großen Stadt stand eine hohe schöne luftige Halle. Es waren schon viele Menschen in der Halle, und immer neue kamen hinein.

»Die meisten sind auf Flugzeugen gekommen«, sagte das Flügelpferd. »Du reitest heute noch einmal auf meinem Rücken; später wirst du auch auf einem Flugzeug hierherreisen.« Das Pferd setzte Karl ab und verschwand.

Karl sah dicht vor sich einen weißen Mann und eine Negerfrau im Gespräch zusammenstehen. Er trat zu ihnen und sagte: »Bitte, sagt mir doch, wer ihr seid und wozu ihr alle hier zusammengekommen seid. Ich bin hier noch ganz fremd.«

»Hier ist eine Zusammenkunft der Delegierten der Räterepubliken der ganzen Erde.«

»Sind denn jetzt alle Länder Räterepubliken?« fragte Karl.

Da lachten die beiden und riefen: »Der kommt wohl von einem anderen Stern. Oder hast du tausend Jahre geschlafen? Seit Menschen gedenken gibt es nichts anderes mehr als Räterepubliken.«

»Hat es viel Blut gekostet, bis es soweit kam?«

»Wir lesen in den alten Büchern, daß es lange, schwere Kämpfe gab. Die Menschen waren damals sehr verblendet und verstockt. Sie lebten in dem tollen Wahn, Freiheit sei eine gute Kost für wenige und Gift für viele. Sie waren so unwissend und hilflos, daß sie meinten, damit einer sich satt aße, müßten Hunderte hungern. Und in ihrer kindischen

Angst und Gier wollte jeder alle Güter für sich allein zusammenraffen.« Einige andere Delegierte waren hinzugetreten und lachten. »Was müssen das für Geschöpfe gewesen sein?! Aber sie haben sich damals auch schon Menschen genannt.«

»Wir stammen jedenfalls von diesen Geschöpfen ab, die damals in kleinen umgitterten Raubstaaten wohnten und sich Menschen nannten. In den alten Büchern, die fast niemand mehr liest, steht geschrieben, wie sich langsam ein Volk nach dem anderen die Freiheit erkämpfte, wieder niedergeworfen wurde und wieder aufstand.«

»Und gibt es bei euch keine Aufstände und Revolutionen mehr, die blutig niedergeschlagen werden?«

»Wie kann es noch Aufstände geben, da es keine Unterdrücker mehr gibt?«

»Und gibt es auch keine Polizei und keine Gerichte und keine Gefängnisse mehr?«

»Wie kannst du denken, daß wir unsere Länder mit solchen schändlichen Dingen beflecken?« rief der Mann.

»Wir Mütter bringen Kinder zur Welt«, sagte die schwarze Frau. »Wie könnten wir unser eigenes Fleisch und Blut verstümmeln und verderben?«

»Und Kriege gibt es auch nicht mehr?«

»Warum sollten wir Kriege führen, da alle Völker einander helfen und beschenken? Wir in den heißen Ländern schicken unsere herrlichen Südfrüchte in die kalten Länder. In den kalten Ländern machen sie uns dafür Werkzeuge aus Stahl. Wo ein Volk Bedarf hat nach Dingen, die es nicht selber beschaffen kann, wendet es sich an ein anderes Volk, das solche Dinge beschaffen kann. Unsere großen Luftschiffe bringen rasch die Waren über Länder und Meere.«

»Und gibt es nicht Menschen, die faul und böswillig sind und nicht arbeiten wollen?«

»Solche Krankheiten haben wir nicht bemerkt. Es gibt keinen Menschen, der nicht irgendeine Arbeit mit Freude verrichtet in dem großen blühenden Erdengarten.«

»Und dünkt sich nicht ein Volk besser als das andere und haßt das andere?«

»Jeder liebt seinen Stamm und sein Heimatland, folgt der Stimme seines Bluts und lebt nach den Sitten seiner Väter und Mütter. Aber jeder liebt auch die Geschwister in der großen Völkerfamilie, weiße, braune, schwarze, gelbe und rothhäutige, und freut sich des bunten Reichtums der Welt.«

»Ist euer Leben nur Glück und Freude?« fragte Karl.

»Nein, wir sind Menschen. Menschenleben hat immer auch Leiden und Schmerz, aber wir machen unser Leben und das Leben der Gemeinschaft nicht klein und eng und häßlich.«

Während sie so sprachen, waren sie näher an die Halle herangekommen, und Karl sah die Delegierten aller Rassen und Länder der Erde in fröhlichem Gespräch beieinanderstehen. Nun stand er mitten in der Halle und sah zur Kuppel hinauf. Da sah er aus der Wölbung der Kuppel bekannte Gesichter freundlich niederblicken. Da waren Spartakus, Mose und die Indianer, unter denen er gelebt hatte. Da waren Thomas Münzer, Luise Michel, Lenin, Liebknecht und Rosa Luxemburg und noch andere, die er nicht so gut kannte. Sie blickten freundlich auf die Delegierten hinunter und sahen aus wie Menschen, die in ihre Heimat gekommen sind.

Und eine reine helle Luft flutete durch die Halle.

Gegenwart

Karl erwachte mit einem tiefen Glücksgefühl. Er glühte und leuchtete. Es war ihm, als führe er auf einem leichten Kahn einen breiten hellen Strom hinab, und alles ringsum war Licht und Sonne.

Er sprang ans Fenster, riß es auf und atmete tief. »Ist es Wirklichkeit?« dachte er zweifelnd. »Ist diese wunderbare Zeit schon da? Die Straße sieht noch aus wie früher.«

Als er hoffend und zweifelnd aus dem Fenster sah, kam ein Trupp Menschen die Straße hinunter. Sie trugen an einem Stock ein großes Plakat. Auf dem stand geschrieben: »Heute große Versammlung im Saalbau Friedrichshain: die deutsche Justizschmach. 7000 Proletarier in den Gefängnissen der deutschen Republik.«

Das war die Antwort. Es traf Karl wie ein Schlag. In seinem Kopf fühlte er wieder die Dumpfheit und Schwere. Er taumelte zum Küchentisch, sank auf einen Stuhl, schluchzte laut und schlug mit dem Kopf vornüber.

*

Dunkelheit war überall. Die Luft war schwarz und dick. Graue Nebel wogten dazwischen. Nichts war zu sehen, nichts zu fassen. Karl tappte durch das Dunkel, tastete mit den Händen um sich herum und wußte nicht, wo er ging. Aber er biß die Zähne zusammen und sagte: »Ich will nicht mehr fliegen. Ich will gehen.«

Durch die dicke schwarze Luft und den grauen Nebel sah er etwas Mattsilbernes schimmern. Es kam näher. Da stand das helle Flügelpferd mit den silbernen Hufen und wartete auf ihn.

»Ach, liebes Flügelpferd, ich will nicht mehr auf dir reiten«, sagte Karl.

»Was willst du denn?«

»Ich will durch das Dunkel tappen und warten, wohin es führt.«

»Ich bin dein Pferd, und du mußt auf mir reiten, ob du willst oder nicht.«

Als das Pferd das gesagt hatte, saß Karl auf dem weißen Rücken und fühlte sich fortbewegt. Wo das Pferd flog, ging ein heller Streifen durch das Dunkel. Aber Karl ließ den Kopf hängen und war voller Traurigkeit.

»Wach auf, du schwacher Reiter!« rief das Pferd ihm zu.

Aber Karl antwortete: »Mir ist wie einem Flieger, der von oben abgestürzt ist.«

»Laß das Träumen und Klagen!« rief das Pferd. »Du weißt noch nicht, was Leiden ist. Sei still und horche!«

Karl horchte. Es kam etwas durch die Luft wie ein leises Wehen, bald erkannte er, es war ein Menschenseufzer und ein Stöhnen. Und noch ein Seufzer kam und ein Stöhnen. Und unheimlich ohne Unterlaß kamen Seufzer und Stöhnen wie ein Sturm, wie ein Meer.

Karl rang nach Atem in diesem Sturm. Sein Herz schlug stark und schwer.

»Was ist das?« fragte er gepreßt.

Da sah er aus dem Dunkel eine Straßenlaterne auftauchen und hinter der Laterne eine hohe Mauer und hinter der Mauer ein großes dunkles Gebäude mit vergitterten Fenstern.

»Das ist ein Gefängnis«, sagte das Flügelpferd. »Hier sitzen hundert politische Gefangene und noch viele andere.«

»Warum sitzen sie dort?«

»Sie haben im Knechtsschlaf von Freiheit geträumt und haben laut geträumt und den Schlaf der anderen gestört. Manche sitzen dort, weil

sie Klassenkämpfer sind, manche, weil sie Proletarier sind und darum Klassenkämpfer werden könnten.«

»Und die anderen?«

»Weil man sie ohne Nahrung und Kleidung ließ und sie nicht ohne Nahrung und Kleidung leben konnten.«

»Kann niemand zu ihnen hinein?«

»Niemand, nur wir«, sagte das Pferd. Und da standen sie auch schon im Innern des Gefängnisgebäudes in einem langen Gang mit vielen schmalen, verschlossenen Türen. In jeder Tür war ein Guckloch.

»Was siehst du?« fragte das Pferd.

»Ich sehe eine kleine enge kahle Zelle, ganz niedrig, mit kleinem Gitterfenster oben. Ein Mann liegt auf der Pritsche und schläft. Muß er jede Nacht hier schlafen?«

»Jede Nacht.«

»Und am Tage? Er kann doch bei Tage nicht in dem schrecklichen Käfig sein.«

»Immer ist er hier, jahrelang. Tag für Tag.«

»Wer hält ihn hier eingesperrt? Böse Geister? Teufel? Oder Wahnsinnige, die nicht wissen, was sie tun?«

»Die eiserne Staatsmaschine, von Menschen erbaut und gelenkt.«

»Und hört niemand, was wir draußen hörten?«

»Nein, sie hören es nicht. Sie verstopfen ihre Ohren.«

»Und der Mann da drin?«

»Frag ihn selbst!«

»Mann, wer bist du?« fragte Karl.

Der Mann antwortete, ohne sich zu bewegen: »Bergarbeiter. 33 Jahre. Streik, Streikbrecher verprügelt. Gummiknüppel abgewehrt. Sechs Jahre Gefängnis. Eine Frau, fünf Kinder. Kinder verkommen. Frau geht kaputt. Ich krank, in drei Jahren tot.«

Karl stand vor der nächsten Tür und fragte leise: »Wer bist du?«

»Gruppenführer der kommunistischen Jugend, neunzehn Jahre alt, hab einem Stahlhelmann den Revolver weggenommen. Zwei Jahre Gefängnis. Heil Moskau!«

In der dritten Zelle lag ein Zwanzigjähriger, der sagte: »Hab ein Lied auf der Straße gesungen. Nun tanzen die Gitterstäbe zu meinem Lied zwei Jahre lang. Mein Kopf tanzt mit.«

Sie kamen in die Frauenabteilung. Da lag ein Mädchen auf der Pritsche. Das sagte: »Ich habe einen Verwundeten verbunden. Dafür hat mich der Staat der christlichen Nächstenliebe ins Gefängnis gesteckt.«

Sie waren in einer anderen Abteilung. Karl fragte durch das Guckloch: »Wer bist du, Mann?«

»Raubmörder nennen sie mich. Das kam, weil ich ohne Liebe aufgewachsen bin und immer hungrig. Überall waren eiserne Wände und eiserne Menschenmaschinen. Wollte Liebe kaufen, darum hab ich geraubt. Aber die anderen Räuber waren stärker als ich, sperrten mich hier ein.«

Wie er ausgesprochen hatte, fing der Mann an zu brüllen. Er lag ganz still, mit geschlossenen Augen, und brüllte unaufhörlich wie ein Stier. Karl dachte, die Mauern müßten einstürzen, aber die Mauern blieben stehen, und nichts rührte sich. Nichts Lebendiges zeigte sich irgendwo.

Und auf einmal hörte Karl, wie irgendwo eine Tür aufging und gleich darauf eine Tür zuschlug. Um ihn war es dunkel. Das Pferd war verschwunden. Es lief ihm ein Schauer über den Rücken. Er tastete nach allen Seiten durch die Dunkelheit und stieß überall auf Wände. Da merkte er, daß die Tür hinter *ihm* zugeschlagen war und daß er in einer Gefängniszelle stand. — Er wollte schreien und rufen, aber er konnte nicht. Seine Stimme war wie eingefroren. Lange stand er unbeweglich. Dann wurden ihm die Glieder schwer wie Blei. Er wankte zur Pritsche, legte sich hin und schlief ein.

Am Morgen wollte er die Augen nicht gleich aufmachen aus Furcht, die Gefängniszelle zu sehen. Er sprach sich Mut zu und dachte: »Ich bin doch immer beim Aufwachen zu Hause gewesen. So wird es auch heute sein.« Er machte die Augen auf und sah zu seinem Entsetzen, daß er wirklich im Gefängnis war.

»Das ist doch unmöglich«, rief er. »Wer hat mich hier eingesperrt?«

Wut erfaßte ihn. Er sprang von der Pritsche und hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür, bis seine Hände bluteten. Aber niemand kam. Er schrie, bis er ganz heiser war, aber niemand kam. Dann warf er sich auf den Boden der Zelle und wußte nicht, wie lange er stumpfsinnig dort gelegen hatte. Der Wächter schloß auf und führte die Gefangenen zum Spaziergang auf den Hof. Dort gingen sie einer hinter dem anderen im Kreis um den Hof, immer im Kreis, und keiner sprach ein Wort. Karl wollte versuchen, zu sprechen, aber man bedeutete ihm mit Blicken, daß er nicht sprechen durfte.

»Ich muß doch sprechen«, dachte er immerfort. »Sonst vergeht die Zeit, und ich komme wieder in die Zelle.« Aber die Zeit verrann, und er wurde wieder in die Zelle geführt. Da stürzte er sich wieder gegen die Zellentür und schlug mit den Fäusten auf sie ein. —

*

Der Vater stand neben ihm, schüttelte ihn und sagte: »Junge, was machst du? Warum schlägst du mit den Füßen gegen den Küchentisch? Nun erzähle uns endlich, was dir immer für Sachen durch den Kopf gehen!«

»Ja, ich will erzählen«, sagte Karl.

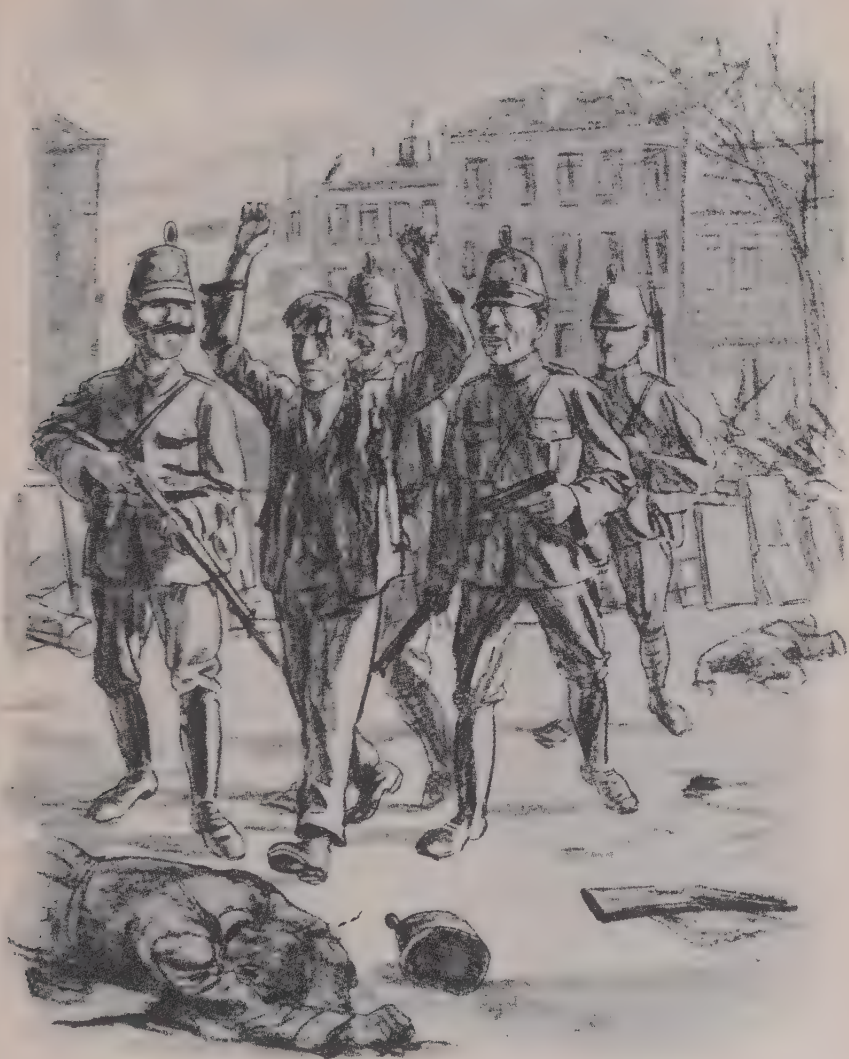
Die Mutter zündete eine kleine Petroleumlampe an, und Karl erzählte. Als er fertig war, schwiegen alle eine Weile. Dann sagte die Mutter leise: »Das war mehr als ein Traum.«

»So ähnliches ging mir wohl durch den Kopf, als ich damals nach Kanada auswanderte«, sagte der Vater. »In dir ist das nun zu stärkerem Leben aufgewacht.«

Da tönte Gesang von der Straße hinauf. Sie machten das Fenster auf und sahen hinaus. Ein langer Zug jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen zog die Straße hinunter und sang:

»Brüder, zur Sonne, zur Freiheit,
Brüder, zum Lichte empor.«

Kaum war die erste Strophe verklungen, so kamen zwei Autos mit Schutzpolizei. Die Polizisten stürzten sich auf den Zug der jungen Ar-



beiter und schlugen mit Gummiknüppeln auf die Singenden. Als der Zug sich nicht sofort zerstreute, wurde geschossen. Zwei Jugendliche lagen in ihrem Blut.

»Das ist die Gegenwart«, sagte der Vater. »Es gibt noch viel Arbeit, Karl. Aber du weißt den Weg. Du hast die lange Kette gesehen, die aus alten Zeiten bis zu uns reicht. Du wirst ein Glied in dieser Kette sein.«

»Das will ich, Vater, im Leben und im Sterben.«

»Und vergiß nie, *wofür* du kämpfst! Wir kämpfen für eine neue, bessere Welt ohne Haß und Lüge, ohne Hinterlist und Gewalt, ohne Ausbeutung und Krieg, für eine reine, redliche, menschenwürdige kommunistische Gemeinschaft. Von dieser besseren Welt muß etwas in dir leuchten und lebendig sein. Sonst hilft der Kampf nicht und wird nicht gelingen. Jetzt aber heißt es hart und stark sein und kämpfen, denn die Gegner sind mächtig und ohne Vernunft und ohne Erbarmen. Sie wollen herrschen, auch wenn die Menschheit darüber zugrunde geht.«

Die kleine Petroleumlampe in der Dachkammer war heruntergebrannt, aber ein Licht leuchtete in der Finsternis.

NACHWORT

Immer wieder beginnen Lesergenerationen die Wunderwelt der Märchen zu entdecken. Konfliktreiche Handlung, Heldenfiguren, die schwerste Prüfungen bestehen, und schließlich der Sieg der Guten über die Bösen — das sind Grundzüge des Märchens. Seine tiefe Wirkung auf den kindlichen Leser ist unbestritten; kein anderes überliefertes Erzählgenre kommt ihm darin gleich. Der erzieherische Wert ist dagegen immer unterschiedlich gesehen worden. Lobten die einen das Märchen wegen seines moralischen Gehaltes, meldeten andere Vorbehalte an: die wunderbaren Abenteuer minderten das Realitätsbewußtsein des Kindes, die grausamen Strafen verängstigten es, oder die glückliche Lösung liege dem menschlichen Dasein so fern, daß sie das Kind nur täusche.

Das Märchen — ursprünglich ein mündlich tradiertes Erzählmuster — hatte über Jahrhunderte Zuhörerschaft im Volke, aber auch als fixiertes Literaturgut fand es breite Leserschaft unter Kindern und Erwachsenen. Besondere Attraktivität behielten in Deutschland im 19. Jahrhundert die Märchenaufzeichnungen der Brüder Grimm. In poetischer Gestalt bewahrte dieses Erzählgut die Sehnsüchte und Wünsche des unterdrückten Volkes, das wenigstens in den Schlußbildern eines Märchens soziale Gerechtigkeit erlebte. Von Generation zu Generation wurde in ihm auch das Wissen des Volkes um Niederlagen und Prüfungen und um künftige Siege weitergetragen.

Die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse, hervorgegangen aus den Kämpfen der Novemberrevolution, konnte eine solche in den

Volksmassen lebendige Tradition nicht außer acht lassen. So ist es nicht verwunderlich, daß die KPD in den Jahren, da sie sich verstärkt den Problemen der Bildungs-, Erziehungs- und Propagandaarbeit zuwandte und auch die Kunst als Waffe zu gebrauchen lernte, erkundete, wie über die traditionelle Form des Märchens speziell Kinder und Jugendliche angesprochen werden, wie ihnen Klassenbewußtsein und Einsichten in die geschichtlichen Kämpfe der Ausgebeuteten auf *spielerische* Weise vermittelt werden könnten. Selbstverständlich war solcherart Umfunktionierung des Märchens nicht das einzige Mittel, das für die Bildungs- und Erziehungsarbeit genutzt wurde; aber es war ein wichtiges und zugleich umstrittenes Instrument bei der Herausbildung einer proletarisch-revolutionären Kinder- und Jugendliteratur unter den Kampfbedingungen der Weimarer Republik.¹

Edwin Hoernle, Mitbegründer der KPD und auch — zusammen mit Hermann Duncker — Beauftragter für die Ausarbeitung eines bildungspolitischen Programms der Partei, machte darauf aufmerksam, daß das Märchen in die Erziehungsarbeit der Proletarierkinder einzubeziehen sei. Dabei setzte er sich auch mit Vorbehalten auseinander, die innerhalb der Partei gegen das Märchen bestanden.²

Er wies sie als »schulmeisterlich« zurück und verknüpfte seine polemischen Äußerungen mit der grundsätzlichen Fragestellung nach Inhalt und Ziel des revolutionären Kampfes. Er hielt es für erforderlich, schon während des Kampfes gegen den »verfluchten« Kapitalismus »unsere Kinder . . . nach Möglichkeit wachstumsfähig und gesund zu erhalten«³. Er verteidigte das Recht des Proletarierkindes auf »Freude« am Märchen.⁴ Er hielt es auch für engstirnig, lediglich solche Märchen in die Erziehung einzubeziehen, die eine eindeutig soziale Tendenz und eine direkt belehrende Absicht haben.⁵

In einer weiteren Schrift⁶ beschäftigte sich Hoernle wiederum mit der Frage, wie mit dem Märchen umzugehen sei. Der Kernpunkt seiner Überlegungen war, daß die jahrhundertealte Erzähltradition der Märchen ein wesentliches Element der kulturellen Produktivität und Aktivität der Volksmassen sei. Durch die Zerstörung von vorkapitali-

stischen Gemeinschaften — gebunden etwa an das Dorf oder an die Familie — und durch die sich verstärkenden kapitalistischen Vergesellschaftungsprozesse seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sei auch die Fabulierkunst, das Vermögen der Unterdrückten verlorengegangen, ihre Bedürfnisse und Wünsche in überlieferten Sinnbildern zu artikulieren, sei das »Märchenerzählen« als eine bestimmte, geschichtlich entstandene Kommunikationsweise der Volksmassen »vernichtet« worden. In der Perspektive jedoch würde das Proletariat neue Formen des Zusammenlebens entwickeln, innerhalb derer dann auch das Märchenerzählen wieder eine Chance haben werde. »Das Proletariat wird die neuen Märchen, in denen sich sein Leben, seine Ideale spiegeln, in demselben Maße schaffen, als es wieder Zeit gewinnt, Mensch zu sein, und an Stelle der zerbrochenen alten neue Erziehungsgemeinschaften aufbaut.«⁷

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich darzulegen, welche weiteren grundsätzlichen Erwägungen Edwin Hoernle in Hinsicht auf die kulturelle und politische Selbsttätigkeit in den proletarischen Kindergruppen im Zusammenhang mit seiner Märchenauffassung anstellte.

In einer späteren Schrift⁸, die während der verschärften Klassenaus-einandersetzung am Ende der Weimarer Republik publiziert wurde, hob Edwin Hoernle hervor, daß die proletarisch-revolutionäre Kinderliteratur »aus den großen Spannungen und gewaltigen Umwälzungen

¹ Einen abrißartigen Überblick zur Geschichte der proletarisch-revolutionären Kinder- und Jugendliteratur gibt: Proletarisch-revolutionäre Literatur, 1918—1933. (Schriftsteller der Gegenwart, Bd. 9) Berlin 1970, S. 216—243.

² Edwin Hoernle: Märchenstunden. In: Das proletarische Kind. 1921, H. 2, S. 13—15. Zit. nach: Edwin Hoernle: Oculi. Berlin 1980, S. 142—148.

³ Edwin Hoernle: Oculi, S. 145.

⁴ Edwin Hoernle: Oculi, S. 144.

⁵ Edwin Hoernle: Oculi, S. 146/147.

⁶ Edwin Hoernle: Die Arbeit in den kommunistischen Kindergruppen. Wien 1923. Zit. nach: Oculi, Berlin 1980, S. 136—140.

⁷ Edwin Hoernle: Oculi, S. 136.

⁸ Edwin Hoernle: Grundfragen der proletarischen Erziehung. Berlin 1929. Zit. nach: Oculi, Berlin 1980, S. 175—189.

der proletarischen Revolutionen und aus den Rebellionen der unterdrückten Kolonialvölker⁹ entstehe. Es müsse das Ziel sein, in »bewußter Anpassung an die jugendliche Vorliebe für heroische Phantastik, an Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Spannung« die bürgerliche Schundliteratur zu schlagen und durch »proletarischen Idealismus, das heißt durch intensive Hingabe und Begeisterung für die Freiheitskämpfe aller Zeiten, insbesondere aber für den gegenwärtigen Kampf der Arbeiterklasse, die werktätige Jugend zum bewußten und gestählten Revolutionär«¹⁰ zu erziehen. Und wiederum erinnerte Hoernle an die Märchen, wobei er jetzt allerdings die innere Widersprüchlichkeit der Märchentradition akzentuierte, sie einerseits als »unbewußte Kunstschöpfung der Volksmassen« auswies, andererseits auf ihr Eingebundensein in bürgerliche Überlieferung und damit auch in herrschende Ideologie aufmerksam machte. Die Aufgabe, eine Märchenliteratur von der Position des kämpfenden Proletariats aus zu schreiben, war damit erneut gestellt. In der Zeit, in der Edwin Hoernle seine Aufsätze zu *Grundfragen der proletarischen Erziehung* veröffentlichte, war die Märchenliteratur — das Genre hatte schon in der frühen proletarischen und sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur seinen Platz¹¹ — weiterhin angewachsen. Versuche besonders wirkungsvoller Art stellten zum Beispiel die Erzählungen von Hermynia Zur Mühlen dar, die von 1921 bis 1935 etwa 12 Märchenbände schrieb.¹²

Nach nunmehr fast sechzig Jahren macht die vorliegende Ausgabe ein Dokument jener Zeit zugänglich, das gleichsam versuchte, Züge des Märchens aufzunehmen und sie mit neuen Inhalten zu versehen — Inhalte, die keine »heile« Welt vorspiegeln und die über die Härte der Klassenkämpfe nicht hinwegtäuschen. Berta Lasks Erzählung *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten*, 1925 in der Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten Berlin erschienen, war ein solches Experiment. Es gehört zum Erbe unserer sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur, das es zu propagieren, kritisch zu befragen und überdies in seiner Methode weiterzuführen gilt.

Die Autorin Berta Lask war Mitbegründerin des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS), mit dem sich die deutsche proletarisch-revolutionäre Literatur 1928 eine eigene Organisationsform geschaffen hat. 1878 geboren, gehörte Berta Lask zu jenen Intellektuellen bürgerlicher Herkunft, die – konfrontiert mit dem sozialen Elend des Industrieproletariats in den Großstädten – die geschichtlichen Erfahrungen der beiden ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, wie die russische Revolution 1905, der erste Weltkrieg und der Sieg der Oktoberrevolution, an die Seite der revolutionären Arbeiterklasse führte. Seit 1923 Mitglied der KPD, verstand sie ihre schriftstellerische Arbeit als Parteiarbeit.¹³ Das machten sowohl der Adressatenkreis wie auch der Inhalt ihrer Arbeiten sichtbar. Berta Lask wählte in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre vor allem zwei Arbeitsfelder. Mit Szenenfolgen (*Die Befreiung. Bilder aus dem Leben der deutschen und russischen Frauen. 1914-1918*) und Massenschauspielen (*Thomas Müntzer, 1925*) versuchte sie, anknüpfend an die Erfahrungen der sowjetischen Massenschauspiele aus der Zeit unmittelbar nach der Oktoberrevolution, revolutionäre Prozesse auf der Bühne nachzugestalten und durch das Erlebnis des historischen Geschehens das Geschichtsbewußtsein der Zuschauer zu vertiefen. Ihr Stück *Thomas Müntzer* wurde Pfingsten 1925 in Eisleben vor 15 000 Menschen aufgeführt. Es war im Auftrag der Partei entstanden und in unzähligen Lesungen vor der Aufführung einem breiten Publikum vorgestellt worden. Auf dem »Roten Müntzertag«, einer Festveranstaltung der KPD aus Anlaß des 400. Jahrestages des Großen Deutschen Bauernkrieges, bildete es den Höhepunkt. Im Vorwort zur Buchausgabe hat Berta Lask ihr Anliegen for-

⁹ Edwin Hoernle: *Oculi*, S. 182.

¹⁰ Edwin Hoernle: *Oculi*, S. 182.

¹¹ Vgl. Hermynia Zur Mühlen, *Was Peterchens Freunde erzählen*. Neuaufgabe Leipzig 1979, Nachwort von Horst Kunze.

¹² Vgl. Frank König: Hermynia Zur Mühlen – Wegbereiterin des proletarischen Märchens. In: *Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur*, Berlin 1983, Folge 67

¹³ Zur Biografie und Theaterarbeit von Berta Lask vgl. Klaus Kändler: *Drama und Klassenkampf*. Berlin-Weimar 1970, S. 128–142.

muliert: »Ich will dem klassenbewußten kämpfenden Proletariat der Gegenwart den revolutionären Klassenkampf seiner Vorfahren zeigen, breite Bilder vom Leben und Kampf der Bauern, Bergarbeiter und Stadtproletarier entrollen, durch diese Darstellung die Ursachen der Niederlage aufweisen. So soll dieses Stück zur Klärung und Festigung im Gegenwartskampf dienen.«¹⁴ Den zweiten Schwerpunkt ihrer schriftstellerischen Arbeit bildeten in jenem Zeitraum Märchen, Erzählungen – auch ein Sprechchor. Sie wurden speziell für Kinder und Jugendliche geschrieben. Nach den Märchen *Wie Mariele den lieben Gott suchen ging* und *Die Geschichte vom Jungen, der mit einem Drachen kämpfen wollte* (beide 1921) und dem Chorwerk *Weibe der Jugend* (1922) stellte die Erzählung *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten* den ersten Versuch dar, erzählerische Mittel des Märchens dazu einzusetzen, den Kindern und Jugendlichen die Geschichte der Klassenkämpfe aus der Sicht der Unterdrückten nahezubringen.

In den beiden Werken Berta Lasks, dem Müntzer-Stück wie der Erzählung, stand das Thema Geschichte bzw. Umgang mit den geschichtlichen Erfahrungen im Vordergrund. Das Bauernkriegsjubiläum und auch der zweite Jahrestag des Hamburger Aufstandes waren gewichtiger Anlaß, die Kämpfe der Gegenwart in die Geschichtstradition hineinzustellen. Als Ernst Thälmann im Herbst 1924 *Die Lehren des Hamburger Aufstandes* zog, hielt er das aktive Verhältnis zur Geschichte für ein Erfordernis der Gegenwart.¹⁵ Die Intensivierung der Geschichtspropaganda im Zusammenhang mit dem Bauernkriegsjubiläum fiel auch in die Vorbereitungszeit des X. Parteitages der KPD (1925), der im Zeichen des Kampfes um die »Bolschewisierung« der Kommunistischen Parteien stand und zur Bildung des Thälmannschen Zentralkomitees führte. Es ging um die Durchsetzung des Leninismus unter den konkreten Kampfbedingungen, um Grundfragen der Strategie und Taktik der revolutionären Arbeiterbewegung. In den Thesen des Exekutivkomitees der kommunistischen Internationale (EKKI) *Über die Bolschewisierung der Kommunistischen Parteien* wurden für die KPD u.a. folgende Aufgaben formuliert: »Ausbau der gesamten

Agitation und Propaganda auf konkreter Grundlage . . .«, »Anwendung der Einheitsfrontpolitik . . .«, »Größere Aufmerksamkeit der organisatorischen Erfassung der Massen . . .«, »Praktische Behandlung der Frage der Arbeit unter der Bauernschaft . . .«, »Propagierung der Losung ›Arbeiter- und Bauernregierung‹ in der Fassung des V. Weltkongresses . . .«¹⁶ Das Bauernkriegsjubiläum war eine erste Gelegenheit, sich auf die künftigen Schwerpunkte der Parteiarbeit zu konzentrieren. So spielten bei allen Veröffentlichungen im Umkreis des Gedenktages Fragen der Organisiertheit des revolutionären Kampfes, des Bündnisses zwischen Arbeitern und Bauern sowie der revolutionären Diktatur der Arbeiter eine zentrale Rolle. Dabei ging es der Geschichtspromaganda der KPD nicht um die bloße Erinnerung an die Bauernkriegsereignisse, sondern um die Verbreitung der geschichtlichen Lehren und ihre Anwendung auf die Gegenwart. Edwin Hoernle, Festredner auf dem »Roten Müntzertag« in Eisleben, fragte, ob die revolutionäre Bewegung der Bauern vor vierhundert Jahren den modernen Industrieproletariern in ihrem Kampf gegen die kapitalistische Gesellschaft und für den Kommunismus überhaupt noch etwas zu sagen habe.¹⁷ In seiner Analyse der frühbürgerlichen Revolution stellte der Redner dann sowohl die Erinnerung an diese heldenhafte revolutionäre Erhebung der bürgerlichen Schichten als wichtig heraus als auch die Kenntnis der subjektiven wie objektiven Faktoren, die zur Niederlage geführt haben. »Was dem großen Bauernaufstand vor vierhundert Jahren vor allem fehlte und unter den damaligen Verhältnissen fehlen mußte, was durch keine noch so geniale Führerpersönlichkeit aufge-

¹⁴ Berta Lask: Thomas Müntzer. Berlin 1925, S. 3.

¹⁵ Ernst Thälmann: Die Lehren des Hamburger Aufstandes. In: Ernst Thälmann: Geschichte und Politik. Reden und Artikel 1925–1933. Berlin 1973, S. 26.

¹⁶ Über die Bolschewisierung der Parteien der Kommunistischen Internationale. Thesen. In: Die Internationale (1925), Ergänzungsband, S. 28.

¹⁷ Edwin Hoernle: Der große deutsche Bauernkrieg vor 400 Jahren und das revolutionäre Proletariat von heute. In: Die Internationale 8 (1925), H. 4, S. 183.

Aus der neueren Literatur ist zu empfehlen: Bensing, Manfred/Hoyer, Siegfried: Der deutsche Bauernkrieg 1524–1526. 4. Aufl., Berlin 1982.

hoben werden konnte, das war das Bestehen einer straff organisierten revolutionären Partei, einer Partei, wie sie eben nur das moderne Industrieproletariat, nie aber die auf Tausende Flecken und Dörfer verstreute, individualistisch produzierende Kleinbauernschaft hervorbringen konnte.«¹⁸ Wenn also in jenem Frühjahr 1925 die Engelssche Formulierung »1525 ist heute noch zeitgemäß« zu den meistgebrauchten Klassiker-Zitaten gehörte, dann galt das in dem Sinne, daß die historischen Lehren des Bauernkrieges mit den Erfahrungen der siegreichen Oktoberrevolution zu verbinden und schöpferisch auf die konkreten Kampfbedingungen in Deutschland anzuwenden waren.

Berta Lasks Schaffen muß vor dem Hintergrund der geschichtspropagandistischen Arbeit der KPD beurteilt werden. Sie bezog ihr ästhetisches Konzept aus der politischen Funktion ihrer schriftstellerischen Tätigkeit. In einem erst 1929 publizierten Artikel *Über die Aufgaben der revolutionären Dichtung* entwickelte sie die Theorie, »die Kunst der Charakterdarstellung und Seelenschilderung der Individuen«, wie sie von der bürgerlichen Literatur kultiviert worden war, würde in Zeiten des proletarischen Kampfes zur »Ablenkung vom kollektiven Denken, Empfinden und Handeln, (zur) Vergiftung mit bürgerlicher individualistischer Ideologie« führen.¹⁹ Für den revolutionären Schriftsteller ergäbe sich daraus die Forderung, »das Proletariat als kollektive Einheit, als Masse darzustellen, mit bewußter Zurückstellung stark individualistischer Zeichnung der Einzelpersonen«.²⁰ Hieraus leitete Berta Lask ihre Verteidigung der »proletarischen Massendichtung« ab: »Die Massendichtung soll möglichst wirklichkeitsnahe Darstellung gegenwärtiger oder nahe zurückliegender politischer und wirtschaftlicher Kämpfe des Proletariats sein, klassenbewußte marxistische Tatsachenübermittlung in wuchtiger Form oder auch erdichtete Komposition auf diesem Gebiete.«²¹ Obgleich Berta Lasks ganze Sympathie bei den Massenschauspielen lag — sie kannte aus Berichten über die sowjetischen Aufführungen in der Phase des Kriegskommunismus deren mobilisierende Wirkung —, hatte sie doch ein sicheres politisches Gespür dafür, daß es in der gegebenen Kampfsituation in Deutschland

notwendig war, sich *aller* Mittel im Interesse des revolutionären Anliegens zu bedienen: »Die revolutionären proletarischen Schriftsteller müssen jedes Werkzeug, jede Wirkungsmöglichkeit benutzen, die dem heutigen Menschen zu Gebote stehen. Neben der Massendarstellung müssen mit den besten Mitteln überlieferter Erzählkunst genau gezeichnete Einzelbilder aus dem proletarischen Leben gebracht werden, außerdem Erzählungen und Romane, die die Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft zeigen.«²² Dieses 1929 vorgelegte Programm verallgemeinerte Erfahrungen ihrer eigenen schriftstellerischen Praxis, die sie auch mit dem vorliegenden Erzählband gemacht hatte.

Der fliegende Teppich oder der Siebenmeilenstiefel waren seit jeher Instrumente des Märchens. Mit ihrer Zauberkraft konnte der Mensch, der den zutreffenden magischen Spruch kannte oder den einfachen, aber geheimen Mechanismus beherrschte, die Grenzen, die ihm als Naturwesen gesetzt sind, überschreiten und kühne Abenteuer bestehen. Berta Lask greift in ihrer märchenhaften Erzählung *Auf dem Flügelpferd durch die Zeiten* auf keines dieser beiden Zaubermittel zurück. Sie wählt das Flügelpferd, dem Pegasus der griechischen Mythologie verwandt. Es tritt an die Stelle des fliegenden Teppichs, ja, es vermag mehr als dieser. Es führt seinen Reiter nicht nur schnell in ferne Gebiete, sondern es ist – wenngleich eine altertümliche Ausführung – auch »Zeitmaschine«, es ermöglicht, wie zuvor bei Wells²³, später bei Majakowski und Bulgakow, den »roten Edisons«²⁴,

¹⁸ Edwin Hoernle: Der große deutsche Bauernkrieg, S. 188.

¹⁹ Berta Lask: Über die Aufgaben der revolutionären Dichtung. In: Zur Tradition der deutschen Literatur. Bd. 1. Berlin-Weimar 1979, S. 153.

²⁰ Berta Lask: Über die Aufgaben, S. 153–154.

²¹ Berta Lask: Über die Aufgaben, S. 154.

²² Berta Lask: Über die Aufgaben, S. 155.

²³ Herbert George Wells' Erzählung *Die Zeitmaschine* erschien 1894.

Vgl. Herbert George Wells: Das Kristallei. Leipzig 1979.

²⁴ Wladimir W. Majakowski: Das Schwitzbad; Michail A. Bulgakow: Iwan Wassiljewitsch.

den Weg in Vergangenheit und Zukunft. Das Flügelpferd als Synthese von fliegendem Teppich und Zeitmaschine stellt eine poetische Idee der Autorin dar. Die Erzählung gründet sich weitgehend darauf. Das Flügelpferd bestimmt die Flugrichtung, und der literarische Held entscheidet nicht über den Landeort — auch das ist Sache des Flügelpferds. Karl — sobald er sich im Traum erlebt — ist jedesmal in der Lage, sich auf die Zeit, die Lebensweise und auf die besonderen Erfahrungen der Menschen, auf die er trifft, sofort einzustellen. Während der Fieberphantasie überwindet er die natürlichen Grenzen des Menschen und verfügt über wundersame Kräfte — ähnlich einem Märchenhelden: er kann in fernen »historischen« Orten und zu sehr verschiedenen Zeiten an revolutionären Kämpfen teilnehmen. Dabei ist er nicht nur Zuschauer oder Betrachter, sondern er lebt unter den Indianern, den Eskimos, den revolutionären Bauern oder den Kommunisten wie ihresgleichen. Er empfindet die jeweilige Welt, als wär's die seine, und ist in deren Konflikte und Kämpfe verstrickt. Diese Teilhabschaft an den historischen Vorgängen verstärkt den Eindruck von unmittelbarem Erlebnis. Der jugendliche Leser wird einerseits durch den anonymen Erzähler an die konkreten historischen Umstände (Landschaft, Zeitkolorit), die zum Verständnis der Begebenheit jeweils erforderlich sind, herangeführt; andererseits wird ihm über die Traumgestalt Karls die Identifikation mit dem literarischen Helden und seinen Kampfgefährten erleichtert.

Die Autorin setzt dem Märchenhaften jedoch Grenzen, indem sie immer wieder »reale« Erklärungen darlegt. Dies geschieht schon zu Beginn der Handlung, häufiger noch bei den inneren Rahmenteilchen, die die einzelnen Episoden umschließen und gleichsam zu einem Ganzen bündeln.

Karl, ein fünfzehnjähriger Jungarbeiter, durch einen Betriebsunfall an Kopf und Schulter verletzt, sitzt fiebernd in der kleinen Stube eines Berliner Mietshauses. Seine Eltern, ehemals Landarbeiter, waren nach Kanada ausgewandert und später wieder verarmt zurückgekehrt. Er selbst in Kanada geboren, erinnert sich an die »schönen Kinderjahre«,

die für ihn die alternative Erfahrung zu seinem gegenwärtigen Leben in der Großstadt darstellen. Neben die Erinnerung ist ein Buch getreten, in dem »die Geschichte von vielen Völkern und Erdteilen« beschrieben ist, aber das Fieber hindert ihn, darin weiterzulesen. Doch es stellt sich ihm die Frage: »Warum ist das alles so?« Und die Fieberphantasie gebietet das Flügelpferd, und »dann sprang der schlafende Karl vom Tisch auf und sprang seinen Gedanken auf den Rücken wie ein Reiter«.

Obgleich die Ausgangssituation sachlich und knapp im Berichtsstil vorgetragen wird, bedarf die Autorin einerseits der recht verwickelten Rahmengeschichte, andererseits gibt sie einzelnen Episoden sachliche Überschriften (»Spartakus«, »Bei den Eskimos«, »Deutscher Bauernkrieg« usw.), die wiederum den Lehr-Charakter des Buches unterstreichen. Sie erwartet von ihren Lesern nicht, daß diese ganz spontan und unmittelbar Märchenhaftes — zumindest nicht bei diesem Gegenstand — akzeptieren würden, noch setzt sie voraus, daß sie allein aus Unzufriedenheit mit ihrer sozialen Lage die Gesetzmäßigkeiten der Geschichte, das Woher und Wohin menschlichen Daseins ergründen würden. Daher macht sie das Fieber zum Quell des Phantasierens, und dieser ungewöhnliche Zustand des Helden läßt dessen außerordentliche Begegnungen dem Leser erzählerisch glaubhaft erscheinen.

Die Kanada-Reminiszenz — das Kindheitserlebnis des Helden — gilt über die gesamte Erzählung hin wie ein Bild von einer guten, Geborgenheit spendenden Welt. Die Ursachen für die Zerstörung dieser Familienidylle werden von der Autorin mit Naturereignissen erklärt: Dürre, Wirbelsturm und Mißernte. Da zeigt sich ein merkwürdiger Widerspruch: Auf der einen Seite tut die Autorin alles, um das Märchenhafte zu reduzieren, auf der anderen entwirft sie mit der Kanada-Idylle ein Bild vom besseren Leben, das — angesichts der tatsächlichen Vorgänge in der kapitalistischen Weltwirtschaft der zwanziger Jahre, der Entwicklungen, die auch um Kanada keinen Bogen gemacht haben — durchaus märchenhaft anmutet. Das Experiment, Mittel des Mär-

chens zu benutzen, um Kindern und Jugendlichen einen Begriff vom Kampf der Menschheitsgeschichte als einer Geschichte von Klassenkämpfen zu vermitteln, läuft Gefahr, die Geschichte selbst als Märchen, nämlich als Kampf der Guten gegen die Bösen, darzustellen. Berta Lask, die in ihren Stücken so sehr auf das Einbringen von Tatsachen und realen Vorgängen bedacht ist, verallgemeinert von den konkreten Sachverhalten und von der jeweiligen Klassenkampfsituation gerade in dieser Erzählung in der Weise, daß das moralische Prinzip von Gut und Böse für den jugendlichen Leser durchscheint.

Freilich müssen bei dem Versuch, mit märchenhaften Mitteln Geschichte bzw. Geschichtsprozesse und deren Gesetzmäßigkeiten zu vermitteln, Verkürzungen und Vereinfachungen in Kauf genommen werden. Geht man davon aus, daß Berta Lask mit Lesern rechnen mußte, die den geschichtsfälschenden Darstellungen in der bürgerlichen Schule ausgesetzt waren, dann leistete ihr Buch Bedeutendes für die Bildung und Erziehung der proletarischen Jugend. Es führte vor, wie in den jeweiligen geschichtlichen Phasen die Ausbeutung der Unterdrückten durch die Herrschenden dermaßen unerträglich wurde, daß der revolutionäre Kampf das einzige Mittel blieb, die Knechtschaft abzuschütteln.

Das Kapitel »Vom ägyptischen Prinzen zum Revolutionär« hat die Bibelgestalt Moses zum Helden, den legendären Befreier des israelischen Volkes vom ägyptischen Joch. Bei dieser Episode, die nur wenige Seiten umfaßt, rechnet die Autorin mit den Bibelkenntnissen ihrer Leser (»Und ihr wißt, was in der Bibel erzählt wird . . .«). Sie bietet mit ihrer Moses-Geschichte eine andere Lesart der Bibel an, indem sie den geschilderten Kämpfen eine historisch-materialistische Deutung gegeben hat. Sie zeigt, daß hinter den Glaubensauseinandersetzungen auch ökonomische Interessen stehen, daß die Herrschaft des ägyptischen Pharaos auf der Ausbeutung des israelischen Volkes beruht hat. Die Autorin weist ihre Leser darauf hin, daß die Bibel gleichsam »gegen den Strich«, gegen gängige Auslegungen durch Kirche oder Religionsunterricht verstanden oder gelesen werden kann. Wenn

sie allerdings vom »Arbeitsvolk Israels« oder vom »ägyptischen Fronvolk« spricht, hat sie möglicherweise mit diesen Begriffen Vorstellungen und Assoziationen bei ihren zeitgenössischen Lesern schnell hervorrufen können, aber diese Bezeichnungen treffen die Produktionsverhältnisse in dieser frühen Zeit nicht exakt.

Der Weg Karls auf dem Flügelferd durch die Geschichte der Menschheit soll dem Leser Kämpfe und Niederlagen sowie immer wieder aufkeimende Siegeszuversicht und den beharrlichen Kampfesmut der Unterdrückten veranschaulichen. Der montageartige Aufbau der Erzählung, der Wechsel von historischem Geschehen und gegenwärtiger Handlung in den Rahmenteilern geben dem Leser Gelegenheit, die Lehren aus den Niederlagen selbst zu ziehen. Dies geschieht besonders in der Kommune-Episode. Der jugendliche Held, Karl als Traumgestalt, ist selbst ein Barrikadenkämpfer des Jahres 1871. Der Leser erlebt mit ihm die Gutgläubigkeit der Kommunarden und die Entscheidungen, die in späteren geschichtlichen Analysen die Fehler der ersten proletarischen Revolution genannt werden. Er durchlebt noch den Enthusiasmus und die Siegeszuversicht der Pariser Revolutionäre, als auch schon abrupt die Schlußszene mit der Niederschlagung der Kommune folgt. Diesen krassen Widerspruch löst die Autorin später literarisch auf, indem sie den aus den Fieberträumen erwachenden Karl sagen läßt: »Ich lebe jetzt zwei Leben, Vater. Später muß das alles zusammen *ein* Leben werden. — Wer hat das alles von der Kommune aufgeschrieben, Vater?«

Da kommt der Hinweis auf die Kommune-Analysen von Karl Marx. Zugleich nimmt Berta Lask in der folgenden Sowjetunion-Episode offene Fragen wieder auf (revolutionäre Wachsamkeit, Schutz der sozialistischen Errungenschaften). Dem Leser wird offensichtlich, daß die Kämpfer der Oktoberrevolution die Lehren aus der Niederlage der Pariser Kommune gezogen haben. Das Montage-Verfahren kommt der Darstellung des Stafettenprinzips in der Geschichte der Kämpfe entgegen, verdeutlicht den Prozeß, wie historische Erfahrungen weitergegeben werden.

Schwierigkeiten hatte die Autorin indessen bei den frühgeschichtlichen Phasen, mit der Indianer- wie der Eskimo-Episode. Sie entwirft ein Bild brüderlichen Zusammenlebens, getragen von gegenseitiger Achtung und Hilfsbereitschaft. Diese Beschreibung eines frühen Stadiums der Menschheitsgeschichte — eines Zustandes der Harmonie — steht zugleich für etwas, das auch in der Zukunft der Menschheit wieder gelten soll.

In der Indianer-Episode wird eine Familienidylle vorgestellt, die dem Bild von einer christlichen »heiligen« Familie näher ist als den wirklichen Organisationsformen von Indianerstämmen. Die Autorin formt hier ein Ideal menschlicher Lebensweise, das an die materielle Basis der Jäger und Sammler gebunden ist. Diese ideale Harmonie wird durch einen anderen Indianerstamm bei einem Überfall zerstört. Jene zweite Indianergruppe, die bereits über bearbeitete Werkzeuge und Waffen verfügt und sich mutmaßlich auf einer höher entwickelten Stufe der Zivilisation bewegt — also an den Übergang von Jägern und Sammlern zu Ackerbauern und Viehzüchtern erinnert —, wird moralisch abgewertet: »Sie waren wilde, gewalttätige Menschen.« Diese alleinige moralische Bewertung der Lebensweise einer niederen Kulturstufe wird also der Dialektik der menschlichen Entwicklung nicht gerecht.

Die idyllische Kindheitserinnerung an Kanada, das harmonische Leben bei dem frühen Indianerstamm und die Menschlichkeit, welche die Lebensweise der Eskimos auszeichnet — das sind drei Bilder aus vorkapitalistischer und vorfeudalistischer Zeit, aus denen sich das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft zusammensetzt und deren Inhalte Berta Lasks Vorstellung von einer künftigen kommunistischen Gesellschaft mitprägen. So heißt es in der Zukunfts-Episode: »Jeder liebt seinen Stamm und sein Heimatland, folgt der Stimme seines Bluts und lebt nach den Sitten seiner Väter und Mütter.« Die Autorin fügt das neue Element des proletarischen Internationalismus hinzu, das sich dem vorgegebenen Bild einpaßt: »Aber jeder liebt auch die Geschwister in der großen Völkerfamilie, weiße, braune, schwarze, gelbe und rothäu-

tige, und freut sich des bunten Reichtums der Welt.« Gewiß zeigt auch diese Utopie Vereinfachung. Von dieser Zukunft her gesehen, erscheint die bisherige Geschichte der Klassenkämpfe, der historische Weg der Menschheit wie ein Umweg, der durch schlechte menschliche Eigenschaften oder falsche Vorstellungen bedingt gewesen sei: »Die Menschen waren damals sehr verblendet und verstockt. Sie lebten in dem tollen Wahn, Freiheit sei eine gute Kost für wenige und Gift für viele. Sie waren so unwissend und hilflos, daß sie meinten, damit einer sich satt äße, müßten Hunderte hungern . . .« Der Ausblick auf die Zukunft, der umrißartige Entwurf einer neuen, einer besseren und menschenwürdigeren Welt bildet innerhalb des erzählten Geschehens die Alternative zur Gegenwart. Sie ist Sinn und Ziel des aktuellen Kampfes und motiviert denjenigen, der sich in die Front der Revolutionäre einreihet.

Am Ende der Erzählung hat Karl seine Krankheit überstanden. Mit dem Fieber ist auch das Flügelpferd verschwunden. Er braucht es nicht mehr, denn er weiß jetzt den Weg: »Du hast die lange Kette gesehen, die aus alten Zeiten bis zu uns reicht. Du wirst ein Glied in dieser Kette sein.« — »Das will ich, Vater, im Leben und im Sterben.«

Berta Lasks Buch *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten* ist in seinen Stärken und Schwächen ein wichtiges Dokument aus der Geschichte der proletarisch-revolutionären Kinder- und Jugendliteratur. Die von ihr erprobte Methode, Märchenhaftes mit Geschichtlichem zu verbinden, war eine wichtige Entdeckung. Sie stellt eine Bereicherung der literarischen Mittel und Möglichkeiten dar, die sich die sozialistische Literatur für Kinder und Jugendliche zunutze macht, um ihren Lesern sowohl Genuß zu verschaffen als auch bei ihnen den Willen zu stärken, Kenntnisse über die Welt zu erwerben.

Gudrun und Hans Heinrich Klatt

Alle Zitate aus *Auf dem Flügelpferde durch die Zeiten* beziehen sich auf diese Ausgabe.

INHALT

Zu Hause 7

Bei den Indianern
vor sechstausend Jahren 11

Vom ägyptischen Prinzen
zum Revolutionär 28

Spartakus 34

Bei den Eskimos 45

Deutscher Bauernkrieg 53

Pariser Kommune 71

In den Werkstätten
der Wissenschaft 85

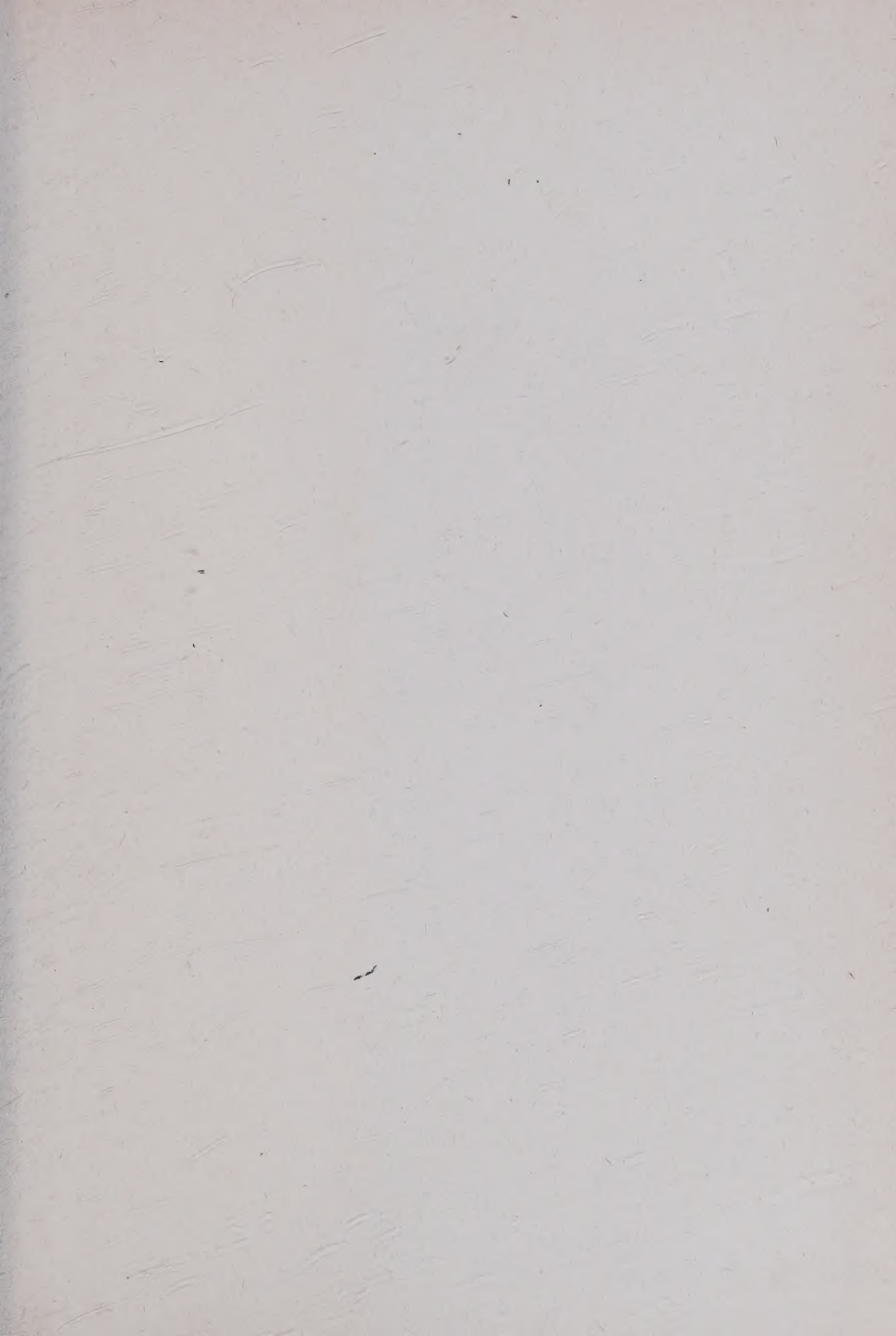
In Sowjetrußland 89

Zukunft 91

Gegenwart 94

*

Nachwort 101



Als Fieberwahn und Flügelpferd gewichen sind, weiß Karl sich stark genug, den Kampf für ein besseres Leben und eine gerechtere Menschenordnung aufzunehmen.

Dieser Band von Berta Lask gehört zu den frühen literarischen Experimenten in der Mitte der zwanziger Jahre, mit denen sozialistische Schriftsteller vornehmlich die Kinder und Jugendlichen der Arbeiterklasse als Leser gewinnen wollten. Ein mit märchenhaften Vorgängen durchwirktes Rahmengeschehen verknüpft sich mit Episoden, die in überwiegend sachlicher Diktion sowohl geschichtlich-revolutionäres Wissen vermitteln, das die damalige Volksschule den Kindern vorenthielt, als auch zur Erziehung eines politischen Bewußtseins beitragen, das jungen Menschen im aktuellen Kampf der Arbeiterklasse zur Zeit der Weimarer Republik zugleich Orientierung und Lebenshilfe bedeutete.

Die Kollektion Kinderbuch legt literarische Texte und Dokumente aus der Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur auf, die allenfalls in Spezialbibliotheken oder in privaten Sammlungen vorhanden sind. Kulturgeschichtlich bedeutsame Kinderbücher, Texte wie originale Illustrationen, werden einem größeren Leserkreis wieder nutzbar gemacht. Ein Kommentar stellt literar- und zeitgeschichtliche Zusammenhänge dar.



W9-CLQ-545

